Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von
Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther
unter Mitwirkung von **Hugo von Hofmannsthal.**

Unter ständiger Mitwirkung von **Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum / Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Jentsch / Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Werner Sombart / Frank Wedekind**

Nummer 13 Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. **27. März 1908**

An unsere Leser!

Am 1. April beginnt das **vierte Quartal** des **„Morgen“**. Sein Wirken und Wollen liegt nun Jedem offen, und die stetig wachsende Zahl der Leser berechtigt uns zu der Hoffnung, daß er am 1. Juli eine Zahl von Abonnenten zählen wird, wie sie nach Ablauf eines Jahres wohl kaum eine deutsche Zeitschrift bisher aufzuweisen hatte, die sich jeder Spekulation, jeder Konzession an die Menschen instinkte fern gehalten hat und sich, ohne Rücksicht auf den augenblicklichen Erfolg, ausschließlich an die Intellektuellen wandte und wendet.

Der „Morgen“ wird, wie bisher, in politischen Fragen keiner Partei dienstbar sein, wie hier, auch auf allen anderen Gebieten weiterhin Keinem das Wort wehren, der etwas zu sagen hat; und bemüht sein, auch jungen Talenten die Wege zu ebnen.

Mehr noch als bisher werden wir für gute Dichtung Sorge tragen. Im nächsten Hefte beginnen wir mit dem Abdruck des neuesten erzählenden Werkes von **Hans von Kahlenberg**, dem sich zunächst ein Roman von **Bernard Shaw** und eine dramatische Arbeit von **Emmy Destinn** (dem Mitglied der Berliner Oper) anschließen werden.

Auch mit den **Vorträgen**, die, wie wir versprachen, in diesem Jahre auch außerhalb Berlins gehalten werden, fahren wir fort. Den nächsten Vortrag wird Professor **Georg Brandes** aus Kopenhagen über **Frank Wedekind** halten. Die Vorträge sind für die Abonnenten des „Morgen“ unentgeltlich.

Das wöchentliche Erscheinen des „Morgen“ begrenzt den Umfang des einzelnen Heftes. So war es schwer, jedes Gebiet wöchentlich erschöpfend zu behandeln. Wir haben uns daher entschließen müssen, auf den Ausbau des musikalischen Teiles vorläufig zu verzichten, werden neben gelegentlichen größeren Beiträgen aber die Ereignisse des Tages in ständigen Kritiken würdigen. Aus diesem Grunde sahen wir uns veranlaßt, Herrn Doktor Richard Strauß zu bitten, aus der Redaktion des „Morgen“ auszuscheiden. Herr Doktor Strauß, welcher die Leitung der im Verlage Marquardt & Co. erscheinenden Musik-Biographien beibehält, hat unserer Bitte in entgegenkommendster Weise entsprochen.

Die bisherigen ständigen Mitarbeiter: **Julius Bab, Hermann Bahr, Herman Bang, Otto Julius Bierbaum, Björnson, Wilhelm Bölsche, Georg Brandes, General von Bredow, Andrew Carnegie, Herbert Eulenberg, Hanns Heinz Ewers, L. M. Goldberger, Gurlitt, Willi Handl, Carl Hauptmann, Willy Hellpach, Arthur Holitscher, Karl Jentsch, Paul Laband, Karl Lamprecht, Max Liebermann, Thomas Mann, Richard Muther, Hans Rosenhagen, Felix Salten, Richard Schaukal, Karl Scheffler, Lothar Schmidt, Wilhelm von Scholz, Ernst Schur, Bernard Shaw, Georg Simmel, Werner Sombart, August Strindberg, Siegfried Trebitsch, Frank Wedekind, Wolzogen** werden auch fernerhin dem „Morgen" erhalten bleiben. Außer diesen wird eine Zahl neu von uns gewonnener Autoren mit Beiträgen im „Morgen" erscheinen.

Der Verlag. **Die Redaktion.**

Japanisches Reisetagebuch.*)

Von Andrew Carnegie.

Heut nahmen wir einen kleinen Dampfer und besuchten auf die Einladung unseres Freundes, des Kapitäns Totaki, die Werften, die in einer Bucht, ungefähr 10 Meilen unterhalb Yokohama, sehr schön gelegen und sehr geräumig sind und gute Werkstätten mit modernen Instrumenten haben. Zwei Kriegsschiffe gingen eben vom Stapel, ein neuer Beweis von der sogenannten Zivilisation. Japan ist, wie Sie sehen, sehr ehrgeizig. Alle Beamten, Vorarbeiter und Handwerker sind Eingeborene und haben ihre Geschicklichkeit in jeder Hinsicht bewiesen. Die Löhne, die hier gezahlt werden, setzen uns in Erstaunen. Alle Zweige werden fast gleich gelohnt, Maler, Former, Grobschmiede, Zimmerleute, Maschinisten, alle erhalten denselben Lohn — 1 Mark bis 1,50 Mark pro Tag — je nach ihren Leistungen als Arbeiter; gewöhnliche Außenarbeit wird mit 75 Pfennig, Werkstattarbeit mit einer Mark entlohnt; der Vorarbeiter erhält 240 Mark monatlich. Gearbeitet wird neun Stunden am Tage, jeder zehnte Tag ist ein Ruhetag, entsprechend unserem Sonntage. Die ganze Maschinerie wird hier entworfen und ausgeführt; der Kaiser hat sich für seinen Privatgebrauch eine große Schaufelräderjacht bauen lassen, die prächtig zu werden verspricht. Man nimmt es den Japanern nicht übel, wenn sie ihren Kaiser verehren, er ist wirklich ein Herrscher.

Da unser Kapitän in hohem Range steht und dieser Besuch auf der Werft sein erster war seit seiner Rückkehr von einer Reise um die Welt, wurde er von den Beamten mit Willkommgrüßen empfangen. Wir hatten noch das Glück, die Verbeugungsvorschriften in ihrer vollsten Entwicklung zu beobachten. Die Vorarbeiter verbeugten sich dreimal fast bis auf den Boden, manchmal knieten sie zuerst nieder und berührten den Boden dreimal mit ihrer Stirn. Nachher wurden wir belehrt, daß sie noch vor wenigen Jahren außer dieser Ehrfurchtsbezeugung ihre Arme lang ausgestreckt und die Handflächen flach auf den Boden gelegt hatten; das wird jetzt nicht mehr gemacht, und ich zweifle nicht, daß mit dem Fortschreiten der Bildung solche Ehrenbezeugungen immer weniger gefordert werden.

*) Siehe „Morgen" Heft 8 vom 21. Februar u. Heft 10 vom 6. März 1908.

Wir stechen heut in See und verlassen Yokohama mit aufrichtigem Bedauern. Wir werden nicht sobald die guten freundlichen Gesichter derer vergessen, die so viel dazu beigetragen haben, uns unseren Aufenthalt in Japan angenehm zu machen. Wenn es möglich gewesen wäre noch bis Samstag zu bleiben, würde ich mich sehr versucht gefühlt haben, einer Einladung zu folgen beim St. Andrew-Bankett auf einen Toast zu antworten. Es würde mich sicherlich sehr gereizt haben, auf Schottlands Ruhm zu meinen lieben Landsleuten in Japan zu sprechen. Aber es hat nicht sein sollen. In Kiobe lag der Dampfer schon seit 24 Stunden, und wir mußten mit der Bahn nach Kioto fahren, der früheren Residenz des Mikado, dem japanischen Paris. Die Stadt verdient diesen Ruf mit demselben Recht, wie Cincinnati unser amerikanisches Paris genannt wird. Kioto ist nur ein Haufen ärmlicher einstöckiger Häuser, aber seine Lage ist wunderbar und hat wahrscheinlich nicht ihresgleichen in Japan, und dasselbe kann man von Cincinnati sagen — weil die Schönheit von Paris von der Stadt gilt, nicht von der Landschaft! Es gibt Villen da, die wie Spielzeug aussehen und in den Bäumen versteckt liegen auf kleinen Hügeln um Kioto, viel hübscher als sonstwo in Japan; aber die Tempel in Kioto sind noch viel minderwertiger als die in Schibba. Auf unserer Reise sahen wir wieder ein gut Stück vom Innern, und überall bekamen wir Beweise, daß die Bevölkerung sehr fruchtbar ist. Männer und Frauen arbeiten auf ihrem kleinen Stückchen Land, sechs oder sieben Personen sind manchmal an weniger als einem Morgen Acker geschäftlich beteiligt. Es ist kein Ackerbau, es gibt in Japan kaum so etwas wie Ackerbau in unserem Sinne. Es ist ein Gartenbausystem, so wie wir es in der Nachbarschaft unserer großen Städte sehen. So durch das ganze Land habe ich es in dieser Ausdehnung nicht einmal in Belgien gesehen.

Unsere Ladung zeigt, welcher Art die Einnahmequellen des Landes sind. Es sind 800 Tonnen einer besonderen Art Seegras, das die Chinesen lieben, Kraftwurz, Kampfer, Holz, Fisch, japanische Stückgüter, Kupferbarren usw. Jede Woche nimmt diese Linie eine ähnliche Ladung nach China, und der Handel ist in raschem Aufschwung. Diese Dampfschiffgesellschaft ist ein bemerkenswertes Beispiel japanischen Unternehmungsgeistes. Der Haupteigentümer, der japanische Admiral Garrison, hat klein angefangen, jetzt verkehren einige 37 Dampfer zwischen den verschiedenen japanischen Häfen. Unter der Leitung von Krebs, eines Dänen, nahm diese Gesellschaft der Pacific-Mail-Company den Chinahandel ab und erwarb sogar deren Schiffe. Es gibt vieles auf diesen Schiffen, was unsere Ueberseegesellschaften mit Nutzen herübernehmen könnten! Unter unserer Ladung befindet sich eine ziemliche Menge von lebenden Truthühnern, die ein unternehmender Japaner nach Shanghai zum Weihnachtsfest mitnimmt, und nun hören Sie mal, Sie bevorzugte Kinder des Glückes, Sie kaufen das Stück um vier Mark, und ihre Landsleute in China müssen vierzig dafür bezahlen. Man sagt, das Klima in China sei zu feucht für diesen Lieblingsbraten, aber er gedeiht prächtig in Japan. Ich wünsche dem Exporteur, der so die Einkünfte seines Landes vermehrt, viel Glück zu seinem Unternehmen. Anstatt des Adlers hätte der viel nützlichere Truthahn viel mehr Anspruch darauf zum Nationalvogel von Amerika erhoben zu werden. „Vier Mark für einen Truthahn", wiederholte erstaunt der Kaufmann, als ich ihm den Preis bei uns nannte. „Was für ein Land muß das sein!"

Das Klima von Nordchina ist für Europäer nicht günstig, und viele fahren hinüber nach Japan, um sich zu erholen; auch das ist für die Zukunft Japans günstig. Obwohl das Schiff den Japanern gehört, sind die Diener gewöhnlich Chinesen, und der Agent erklärte mir dies, indem er sagte, daß die Japaner ganz gut tun, solange sie jung sind; wenn sie aber ins Mannesalter kommen, werden sie ehrgeizig, und man kann sie dann nicht mehr bändigen, während der chinesische boy (ein Diener wird im ganzen Osten boy genannt) immer ein „boy" bleibt und beständig bedacht ist, seinen Herrn zu bedienen. Ferner sind die Japaner sehr kampflustig, eine Rasse von kleinen Kampfhähnen, immer zu Händeln bereit, besonders mit einem Chinesen. Der Kapitän erzählte uns, daß sich neulich ein großer Chinese bei ihm beklagt habe, daß ihn ein Japaner geschlagen hatte, und als er sich den Gegner holen ließ, zeigte es sich, daß es ein solch kleiner Knirps war, daß der Kapitän den großen Dulder fragte, warum er ihn nicht gepackt und über Bord geworfen habe. Der Klagegegenstand war erledigt, der große Chinese hatte es verdient. Aber ein Missionar sollte ihnen die Lehre predigen: Wenn dich jemand auf die eine Backe schlägt, so halte ihm auch noch die andere hin, erst wenn er dich auch auf diese schlägt, gib's ihm ordentlich wieder.

Morgen ist ein großer Tag: wir sollen bei Tagesanbruch in das berühmte japanische Binnenmeer kommen. „Wird es schön sein morgen?" ist die einzige Frage an Bord. Die Aussichten werden sehr ernstlich diskutiert. Die Sonne geht sehr günstig unter, und ich zitiere Shakespeare, der über eine ähnliche Gelegenheit spricht:

„Die müde Sonn' geht golden unter,
Und die Lichtbahn ihres Feuerwagens
Läßt morgen günstig Wetter hoffen."

Morgen soll es nur schön sein, nachher mag kommen, was mag — das ist die allgemeine Stimmung.

*

Welch ein Tag war heut! Manch Erlebnis, das einem so wunderbar schien, daß man glaubte, es würde nie dem Gedächtnis entschwinden, geriet in Vergessenheit; aber kein Sterblicher kann je an einem schönen Tage durch das japanische Binnenmeer fahren, ohne daß die Erinnerung daran bleibt bis zu dem Tage, an dem er stirbt. Es verdient seinen Ruhm als die schönste Fahrt der Welt. Wenigstens kann ich mir nicht vorstellen, wie man aus den Elementen Erde, Wasser und Himmelsluft etwas Schöneres zusammenstellen kann. Wenn man in das schmale Meer bei Sonnenaufgang einfährt, kommt man an ungefähr 3000 kleinen Inseln vorbei, „die als Schildwach' zu bewachen scheinen ein verzaubert Land". Sie teilen das Wasser und machen aus einem ein Dutzend kleiner Meere. Wie die Seen von Killarney oder die englischen und schottischen Seen sehen sie aus, aber hundertmal mehr, und anstatt der Tal- und Bergweiden sind diese hier bebaut bis an die äußerste Grenze, terrassenförmig angelegt, um jedes Fleckchen Erde auszunützen. An den Küsten liegen dicht zusammengedrängt Dörfer wie Nester in geschützten Winkeln, das Wasser wimmelt von Segeln winziger Fischerboote, überall ein Gefühl behaglichen glücklichen Lebens. Vom Bug unseres Dampfers zählte ich 97 in der Sonne blinkende Segel ohne die hinter mir liegenden. Auf den Hügeln sah man überall ganze Volksversammlungen, die auf ihrer kleinen Gartenfarm arbeiteten. Es

ist ein Panorama geschäftigen, bewegten Lebens, eines Lebens in schöner Umgebung nach jeder Seite hin, und wir mußten gestehen, daß wir nie zuvor ein solches Märchenland geschaut haben wie heute. Ich fange an zu verstehen, wie die Millionen Japaner auf einer so kleinen Fläche leben können. Die Flüsse und Seen wimmeln von Fischen; Hügel und Täler werden ständig berieselt und unter andauernder Arbeit wächst Reis, Hirse und Gemüse. Wenige Mark nur genügen jährlich für Kleidung und für wenige Mark bauen sie ihr freundliches hölzernes Häuschen. So haben sie alles, was nötig ist und freuen sich tagtäglich ihres Lebens und sind überzeugt, daß es kein Land gibt, das sich mit Japan vergleichen kann. Ich zweifele nicht, daß sie täglich und stündlich dafür Gott danken, daß ihr Geschick sie in diesen Gefilden hat geboren werden lassen, und daß sie uns, die Sklaven eingebildeter Bedürfnisse, bemitleiden, weil wir uns selbst unseres Lebensglückes, der Freude am Augenblick, berauben, die sie für die höchste Weisheit halten; wir warten auf eine spätere Zeit, wo wir unseren Magen werden bis zur Uebersättigung füllen können — die aber immer zu spät kommt.

Als wir das Märchenland hinter uns hatten, bekamen wir einen frischen Wind, der die paar Stunden anhielt, die wir noch bis Nagasaki, dem letzten Hafen von Japan, zu fahren hatten. Hier hatten die Holländer vor zwei Jahren eine kleine Insel erworben, von der aus sie mit Japan Handel trieben, lange bevor irgend eine andere Nation dazu die Erlaubnis bekam.

Hier hatten auch die Katholiken ihr Hauptquartier; aber sie waren so erfolgreich in der Bekehrung der Eingeborenen, daß die Regierung beunruhigt wurde und mehrere tausend Christen auf die Insel zusammentrieb und alle niedermachte. Das war im 16. Jahrhundert, aber noch vor wenigen Jahren wurden 7000 japanische Katholiken des Landes verwiesen. Heut hat sich alles geändert. Die Flüchtlinge durften zurückkehren und gegenwärtig herrscht freie Religionsübung. Im vergangenen Monat hat man die Bekenner der christlichen (katholischen) Religion gezählt und es wurden 35 000 ermittelt. Protestanten gibt es nur sehr wenige.

Soweit ich beobachten konnte, ist hier der einzige Punkt im Osten, wo wirklich ein bemerkenswerter Fortschritt in der Christianisierung des Volkes gemacht worden ist. Auf allen anderen Punkten, die ich auf meiner Reise berührte, sah ich nur einige wenige Ungebildete, die sich zum Christentum bekannten, manchmal ein Dutzend oder zwei, selten mehr. Dort wohnende Europäer erzählten mir stets, daß das Dienstboten oder die Dienerschaft der Fremden seien, die ihre Stellung nur durch Uebertritt zum neuen Glauben bekommen. Werden sie entlassen, fallen sie auch wieder ab. Man sieht, wie leicht der ergebendste und gewissenhafteste der erste ist, der vor der fast unwiderstehlichen Versuchung fällt: die Mittel zu einem genügenden Lebensunterhalt scheint die einzige ernste Lebenssorge aller im Osten zu sein und das in einem Grade, den wir Amerikaner wenigstens uns schwer vorstellen können.

Ich erinnere mich noch des lieben guten katholischen Bischofs von Kanton, wie er mir mit geradezu köstlicher Einfalt erzählte, daß jeder Arbeiter, der beim Bau der Kathedrale beschäftigt war, sich durch die Gnade Gottes zur heiligen Mutter der Kirche bekehrt habe. Der Hotelwirt sagte mir später, daß diese sogenannte Bekehrung eine Quelle vieler Annehmlichkeiten war. Ich glaube, der gute Vater ist das Opfer unangebrachten Vertrauens

gewesen. Hier in Nagasaki gilt das nicht. 35 000 christliche Bekenner in einem Distrikt, wo es kaum hundert europäische Familien gibt und wo Christ zu sein zugleich inferior bedeutet und nicht mehr Mode ist, das beweist einen Erfolg der Kirche und berechtigt zu der Hoffnung, daß in nicht zu langer Zeit dieser Teil von Japan eines Tages in den Schafstall gehen wird.

Ein wichtiger Grund für den unzweifelhaften Erfolg ist wahrscheinlich der, daß weder Regierung noch Volk das geringste gegen die Missionare haben, denn ihre eigene Religion geht den Japanern nicht sehr tief. Der Chinese ist ganz anders. Seine Religion ist ihm heilig, eine lebendige Kraft, und seine Götter dürfen nicht entehrt werden. Sie berührt seine heiligsten Gefühle und ist ihm alles. Das Auftreten unserer Missionare in den sogenannten heidnischen Ländern ist: die Bibel in der einen Hand, in der anderen den Revolver. In Japan ist der Revolver ganz überflüssig. Der Japaner betrachtet die Missionare mit harmloser Neugier, und wenn er auch keine Lust hat, sich mit ihren neuen Lehren den Kopf zu zerbrechen, so hat er doch nicht das geringste dagegen, wenn man sie erklärt und verkündigt.

Jetzt gibt es in Japan keine Staatsreligion mehr; der Buddhismus, der es früher war, ist 1874 als solche abgeschafft worden. Die Tempel und Priester werden durch freiwillige Beiträge erhalten. (Schluß folgt.)

Aus der Vorstellungswelt des niederen Volks.

Von Pasta Lombroso-Carrara und Mario Carrara, Professor an der Universität Turin.

Die vorliegenden Zeilen fassen das Ergebnis einer Umfrage zusammen, die wir unter dem ungebildeten Volke in Italien gehalten haben, um einen wenn auch flüchtigen Einblick in die Welt seiner Vorstellungen zu gewinnen. Zu diesem Zweck sind an eine bestimmte Anzahl von Personen aus unbemitteltem Stande einige Fragen über die Bedeutung gewisser Worte gestellt worden, die uns geeignet schienen, ihr tieferes Seelenleben näher zu beleuchten. Es handelt sich im ganzen um 50 Personen: 25 Männer und 25 Frauen; die Männer zum Teil Piemontesen, und diese fast alle zu geringfügigen Gefängnisstrafen verurteilt, zum Teil freie ligurische Bauern. Die Weiber sardinische Hausfrauen und ligurische Bäuerinnen.

Fast die Hälfte der Männer und Frauen konnte weder lesen noch schreiben, die andere Hälfte hatte beides, wenn auch recht unvollkommen, in den vier untersten Elementarklassen erlernt.

Anstatt die Fragen an eine große Zahl ganz fremder Menschen zu richten, haben wir es für zweckmäßiger gehalten, uns an Leute zu wenden, von denen wir bei näherer Bekanntschaft das nötige Vertrauen und somit unbefangene, zuverlässige Antworten erwarten durften.

Die Wahl der Fragen hat sich aus der Praxis von selbst ergeben und ist naturgemäß auf solche gefallen, die bei den Befragten die Grenze des Begriffsvermögens nicht allzuweit überschritten. Sie berühren das Gebiet der reinen Vernunft sowohl

als des ethischen Empfindens, so daß die Gesamtheit der Antworten wohl ein halbwegs anschauliches Bild der Volksseele in ihren Grundzügen vor uns zu entwerfen vermag.

Wir haben an erster Stelle versucht, das Wesen allgemeiner Begriffe zu ergründen, indem wir nach der Bedeutung folgender Worte gefragt haben: „Astronomie, Mikroskop, Kolonie, Auswanderung, Universität, Missionar, Gerichtshof, Handel, Sparsamkeit, eingeboren, ungerecht" u. dgl. mehr.

Es haben, wie zu erwarten war, nicht alle auf jede Frage geantwortet, und die Erklärungen sind vornehmlich bei jenen Worten ausgeblieben, die sich auf Elemente reiner Geistesbildung beziehen und somit dem Kreise persönlicher Erfahrung und praktischer Verwertbarkeit im Leben der Ungebildeten überhaupt ferner stehen, wie „Astronomie, Kolonie" u. dgl.

Besser orientiert sind die Befragten in den mit „Handel, Sparsamkeit" usw. verbundenen Begriffen.

Sie erklären diese Worte fast nie mit einer allgemeinen, abstrakten Definition, sondern vorzugsweise mit Hilfe einer materiellen, bildlichen Vorstellung: sie sagen z. B. nicht, der Handel sei „der Austausch des Kaufens und Verkaufens", sondern er sei „ein Laden, wo man Brot, Wein, Kleider usw. kauft". Ebensowenig wissen sie die Sparsamkeit als solche zu definieren, sondern geben konkrete Beispiele: „Sparsam ist einer, der, wenn er 4 Lire besitzt, 2 zurücklegt für den nächsten Tag, anstatt sie alle an einem Tage zu verbrauchen" oder „Sparsamkeit ist, wenn meine Schwiegermutter mir sagt: kaufe wenig Oel", und „ungerecht" ist „eine Tante, die dem einen mehr Geld hinterläßt als dem anderen".

Diese Bezugnahme auf besondere Beispiele, anstatt dem Worte seine allgemeine Bedeutung beizulegen, zeugt von Mangel an Bildung und Trägheit des Denkens, wie wir sie bei niederen Völkern und bei Kindern hinreichend kennen, denen die Mühe des Abstrahierens und Verallgemeinerns mit Hilfe geeigneter Ideenverbindungen zu viel ist und die sich ebenfalls auf das Beispiel beschränken, nämlich auf Wiedergabe des materiellen Gewandes, unter dem sie ein äußeres Ereignis in ihre Gedankenwelt aufgenommen haben.

Ebenso wie bei Wilden, bei Kindern und Geisteskranken, werden Ideenverbindungen durch Aehnlichkeiten im Klange der Worte beeinflußt: „università" wird mit „diluvio universale" (Sintflut), „microscopio" mit „peronōspora" (einer Rebenkrankheit) verwechselt.

36 dieser Leute haben wir gefragt, wie oft sie sich in ihrem Leben der Post und des Telegraphen bedient hätten. Zehn von ihnen konnten weder lesen noch schreiben, aber auch von den übrigen 26 hat sich herausgestellt, daß nur 6 die Post gewohnheitsmäßig benutzten, fast die Hälfte von ihnen hat sie nie benutzt; nur 2 haben sich des Telegraphen bedient. Ihr „lesen und schreiben können" ist also ein nicht nur unvollkommenes, sondern auch zweckloses Instrument, dessen sie sich kaum jemals bedienen; sie stehen dem Treiben der Kulturwelt ebenso träge und fremd gegenüber, wie ihre ganz analphabeten Genossen.

*

Von 43 Personen waren 42 mehr oder weniger oft in der Eisenbahn gefahren. Dies brachte uns auf den Gedanken, nach der Dampfmaschine und dem Wesen jener geheimnisvollen Kraft zu fragen, deren die Leute sich selber zum Reisen bedient hatten.

Viele antworteten in gleicher Weise schlechthin, daß die Eisenbahn „mit Feuer und Kohle", „mit Wasser und Kohle" geht. Verschiedenartiger hingegen äußerten sich die sardischen Frauen. „Der Dampf des Wassers treibt sie vorwärts", sagt die eine; die andere meint, „man treibt sie durch Feuer zum laufen an". Eine nur schien ein feineres Verständnis für die innere Entwicklung des Vorgangs zu haben, indem sie behauptete: „das eingeschlossene Wasser besitzt die Kraft, welche die Maschine in Gang bringt, wie in einem Kochtopf auf dem Feuer". Dies deutet auf einen Geist der Beobachtung, der leider nur vereinzelt gegen die ausdruckslose Oberflächlichkeit der übrigen Antworten absticht.

„Wie groß glaubt Ihr, daß die Sonne sei und der Mond und die Sterne?" haben wir weiter gefragt, „und warum sind sie da?"

Darauf haben wir dreierlei Antworten erhalten: die einen weisen auf die besonderen Funktionen der einzelnen Gestirne hin: „der Mond dient dazu, um die Nacht zu erleuchten", „die Sonne um das Wachstum der Feldfrüchte zu fördern" usw.; andere sind theologischer Natur, verweisen auf die übernatürlichen Kräfte der Schöpfung, auf Gott und die heilige Jungfrau, die sie erschaffen haben; eine Frau hat gesagt: „die Sterne sind groß, wenn sie auch klein erscheinen, aber Gott wirkt so viele Wunder, daß er auch dieses mag vollbracht haben". Endlich die anthropomorphischen Erklärungen: „Die Sonne ist das Antlitz Gottes, der Mond das der Jungfrau Maria, die Sterne sind Engel oder Feuerstücke oder brennende Kerzen." Unter allen Antworten raten nur fünf auf die beträchtliche wirkliche Größe der Gestirne.

Was die Größenverhältnisse der Erde und die Namen der auf ihr bekannten Städte betrifft, so sind die Ausdehnungsbegriffe durchweg falsch, und die Namenkenntnis ist äußerst gering. Italien, dessen Größe sie offenbar mit ihrer Liebe zur Heimat gleichstellen, ist das größte Land der Erde, das Unbekannte sinkt zum Unbedeutenden herab. So ist die Gesamtoberfläche der Erde für die Sardinierin „vielleicht hundertmal so groß wie die Stadt Cagliari" und Rom „ist die größte Stadt der Welt, weil der Papst und der König dort wohnen"; Amerika ist ein Land, wo man unter Zelten schläft, und Indien ein Land, das von kleinen Menschen bewohnt wird.

Die Fragen nach berühmten Männern haben auch keine sehr erschöpfende Antwort erhalten: weder Verdi noch Bismarck, weder Gladstone noch Pasteur, die nach ähnlichen Umfragen in anderen Ländern unter dem Volke am meisten bekannt sind, haben wir mit einer Silbe erwähnen hören. Einige Patriarchen aus der biblischen Geschichte, oder einige berüchtigte Banditen scheinen für die Sardinierinnen neben zwei bis drei modernen Nationalhelden Italiens — Garibaldi, Mazzini — das erste und einzige Anrecht auf Unsterblichkeit zu haben. Die bekannte Literatur beschränkt sich auf einige Witzblätter, auf die Lebensgeschichte heiliger Männer und Frauen, auf wenige mittelalterliche Ritterromane, trotzdem Bücher sonst in gutem Ruf bei ihnen stehen und ihrer Ansicht nach dazu dienen, um „die Wahrheit hinein zu schreiben"

oder „etwas Gutes daraus zu lernen" oder — mit der beliebten Hilfe des Exempels — „um zu lernen wie man Hebamme oder Schullehrerin wird". In einigen wenigen Antworten tritt auch eine rein religiöse Voreingenommenheit gegen profane Schriften jeglichen Inhaltes an den Tag.

*

Fragen wir, was man sich unter einem Abgeordneten, unter Steuern, unter Verfassung und dem König vorzustellen habe, was ein Krieg sei und wozu man ihn führe, so ergibt sich zunächst, daß von 43 Leuten 15 von einem Volksvertreter z. B. überhaupt nichts wissen, wenn auch sein Wirkungskreis diesen Mann mit den niedersten Schichten tatsächlich in Berührung bringt, und daß viele andere von seiner sozialen Tätigkeit eine ganz falsche Vorstellung haben.

Nur eine Minderheit ist sich mehr oder weniger deutlich bewußt, daß die besondere Aufgabe eines Abgeordneten darin besteht: „das Vaterland zu verteidigen", „die Nation zu vertreten", „das Wohl des Landes zu fördern" usw. Allen gemeinsam ist bemerkenswerterweise eine fast abergläubische Hochschätzung derer, die öffentliche Aemter bekleiden, ein angeborener Autoritätsglaube, der durch keine öffentliche Brandmarkung der stark korrumpierten Staatsverwaltung zu erschüttern ist.

So darf es nicht wundernehmen, wenn das System der Volksvertretung seine höchsten Ziele verfehlt, wo jene, die sich seiner zur Wahrung ihrer Interessen an erster Stelle bedienen sollten, von der Art seiner Organisation so mangelhaft und falsch unterrichtet sind.

Von den Steuern hingegen machen sich wohl die meisten und aus naheliegenden Gründen einen hinreichend deutlichen Begriff. Sie werden als unvermeidliches Uebel in Geduld getragen, von manchem sogar gutmütigerweise damit gerechtfertigt, daß der Staat ihrer bedürfe, „um seine Familie zu ernähren". Einer erklärt, man zahle sie, „um nicht ins Gefängnis zu kommen", ein zweiter bezeichnet sie noch etwas deutlicher als „Räubereien", und eine dritte meint, „wenn sie (die herrschenden Klassen) ein großes Fest veranstalten wollen, dann haben sie kein Geld und nehmen es den Armen ab, die für alle bezahlen müssen".

Alle gehen von der kindlichen Voraussetzung aus, daß die Steuern direkt an den König bezahlt werden. Der König ist für sie Ausgangspunkt alles politischen Geschehens, seinem persönlichen Eingreifen sind die Ereignisse im Leben der Nation zu verdanken, sein Wille ist für sie Erklärung wie der Wille Gottes in den Fragen der Weltschöpfung und der Moral.

Vielgestaltig und merkwürdig sind die Antworten auf die Frage: „Wer ist der König?"

„Der König ist der, der allen befiehlt", „der die Welt beherrscht", „der den Staat aufrecht erhält", „ein Mann, der Almosen verteilt und den Armen Gutes tut", „ein guter, tapferer, schöner Mann — nicht sehr groß", „wenn er nicht gütig und klug wäre, so wäre er sicher nicht König" u. dgl. mehr.

Aus alledem spricht die natürlich empfundene, unbegrenzte Ehrfurcht vor dem „Herrscher", das feste Vertrauen in das monarchische Prinzip. Sie wollen von Republik

nichts wissen, „weil da alle befehlen wollen", und dies ihrem Geiste der Subordination widerspricht. Bei anderen macht sich das Gesetz der Trägheit noch offener geltend: „der König gilt mehr, weil er von jeher gewesen ist".

So wird man Soldat und geht in den Krieg „um des Königs willen", „um ihm zu gehorchen", und Krieg entsteht, „weil der König Land will, und ein anderer es ihm nicht geben will", „weil ein Streit entsteht — zwischen zwei Königen". Eine Frau hat den Krieg definiert als „zwei Könige, die sich mit dem Gewehr prügeln". Nur bei den besser unterrichteten Bauern gilt der Krieg als Streit um territorialen Besitz, dessen Wertschätzung dem Landmann besonders nahegelegt ist.

*

Zum Schluß noch einen Blick auf die sittlich-religiöse Weltanschauung dieser Menschen, auf die ethischen Grundlagen ihres Familienlebens, die auch ihnen von Wert und Bedeutung sind. Forschen wir nach den tieferen Seelenregungen der Freude und des Schmerzes, nach dem Glauben an Gott; fragen wir, ob sie es für gerecht halten, daß Arme und Reiche nebeneinander leben, und was sie über Ehre, Unehre und Lüge denken.

Die verheirateten Frauen behaupten, ihre Kinder über alles zu lieben; beim Manne hingegen gilt die Zuneigung vornehmlich der Frau, die ihm nicht nur lieb, sondern auch nützlich und deshalb wertvoll ist, weil sie ihm unbequeme Arbeiten abnimmt, ihm weniger zur Last fällt und für geringeren Lohn zu Diensten steht, als dies in anderen Klassen der Fall ist. Die unverheirateten Frauen beteuern ihre Anhänglichkeit an die Mutter, den Vater, die Brüder; die jungen Männer verdanken und widmen ihre weitaus zärtlichsten Empfindungen der „Liebsten".

Den tiefsten Gemütseindruck hat auf die ligurischen Mädchen und auch auf einige Sardinierinnen — eine rein mystische Zeremonie — der erste Empfang des heiligen Abendmahls gemacht. Wenige Frauen gedenken mit Freuden ihres Hochzeitstages. „Freude und Leid zusammen hat mir die Hochzeit gebracht", meint die eine, „denn man stellt sich nie eine Sache so vor, wie sie ist", und eine andere erklärt rückhaltlos ihren Hochzeitstag für den traurigsten ihres Lebens. Den Frauen von Cagliari hat oft eine Theatervorstellung am meisten gefallen; eine behauptet, „das Schönste, was ich jemals gesehen, sind die Arbeiten der Goldschmiede".

Traurige Eindrücke beziehen sich wohl stets auf Todesfälle, Tod der Mutter oder der Kinder.

Ein besonders freudiges Ereignis ist für den Mann die Hochzeit; der Besitz des geliebten Weibes gewinnt in der Tat in einem arbeitsschweren und an Genüssen nicht überreichen Dasein für die sinnliche Natur des Mannes die denkbar größte Bedeutung.

Alle Frauen legen eine große Achtung vor dem Begriff der Ehre an den Tag: „die Ehre ist alles", „sie ist das Wertvollste", „sie ist das Schönste, wenn man sie hat", „sie ist das Größte". Nur scheint sich der Ehrbegriff ganz auf das sexuelle Gebiet zu beschränken: „Ehre hat ein sittsames Mädchen, das sich verheiratet, wie es sich gehört". „Ich habe keine Ehre mehr", erklärt ein Mädchen, „weil ich mit einem Manne

umgegangen bin, der mich verlassen hat". Der Mann faßt seinen Ehrbegriff weiter: für ihn verstößt gegen die Ehre ein liederlicher Lebenswandel im allgemeinen, Geldverschwendung im Umgang mit Weibern und im Spiel, Mord und Diebstahl. Jedoch kennzeichnet seine grob materialistische Anschauungsweise im Grunde als unehrlich nur die Schädigung eigener oder fremder materieller Interessen. Die Lüge gilt demnach, soweit sie ihren Zweck erreicht, für erlaubt.

Als Beispiele von Unsittlichkeit werden Verleumdung und Anzeige strafbarer Handlungen namhaft gemacht, ebenso „wenn man vor Kindern schamlose Redensarten führt", „wenn man Gott beleidigt" usw. Es herrscht also in diesen unvollendeten Anstandsbegriffen ein gewisses oberflächliches Formelwesen vor, das bestimmte äußere Handlungen, und nur solche als unehrenhaft verdammt, ohne auf die Ursachen näher einzugehen, die unter Umständen ihren sittlichen Wert beeinflussen können.

In den religiösen Ideen besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen den Fabrikarbeitern und den Frauen vom Lande; die ersteren sind vielfach Skeptiker, die letzteren — ein viel passiveres Produkt religiöser Erziehung — hängen fest am überlieferten Glauben. Sie machen sich von Gott eine absonderlich-menschenähnliche Vorstellung, die wohl auf den Eindruck chromolithographischer Abbildungen zurückzuführen ist: „Gott ist ein schöner, großer Mann in Frauenkleidern, von so viel Licht umstrahlt, daß unsere Augen ihn nicht schauen können", „Gott sitzt auf einem goldenen Thron — man sieht ihn erst im Paradies", „er ist der König des Himmels, er schenkt das Leben, die Gesundheit, die Gnaden". „Freilich glaube ich an Gott", beteuert eine andere, „ich gehöre doch nicht zu den Freimaurern!" Dieselbe Indolenz, die in politischen Dingen das Bestehende für gut erachtet, veranlaßt diese Leute, auch den Abstand zwischen Reich und Arm als eine Aeußerung des göttlichen Willens, als unabänderliche Tatsache aufzufassen: „da es so geworden ist, wird es wohl gut sein", „Gott läßt uns Not leiden, um uns zu prüfen". „Denn" — auch diesen Einwand mußten wir zu hören bekommen — „wenn die Reichen nicht wären, wie würden die Armen ihr Brot verdienen?"

Aus einer zusammenfassenden Beurteilung aller dieser Aeußerungen ergibt sich demnach als eigentümlicher und wesentlicher Bestandteil der niederen Volksseele eine außerordentliche Trägheit des Gedankens, eine unabänderliche Teilnahmslosigkeit gegen die umgebende Welt, was Politik, Religion, Kultur im allgemeinen anbelangt. Kein Kritikvermögen, keine Auflehnung gegen das Hergebrachte. Nirgends ein Anzeichen, daß im Verlauf des besten Mannesalters, von den zwanziger zu den sechziger Jahren, die Ideen dieser Volksschicht sich etwa ausgestalten, erweitern und klären, sondern sie bleiben im Geiste des Erwachsenen die gleichen wie in der Jugend.

Die Ursachen dieses schwerwiegenden Umstandes sind nicht in einem Mangel an geistiger Begabung zu suchen — denn viele unter den Befragten müssen als sehr intelligent bezeichnet werden — sondern vielmehr in der stets sich gleichbleibenden Umgebung, in der Junge und Alte ihr Leben hinbringen, der sie ihre Eindrücke entnehmen, in der dieselben Arbeiten, derselbe Umgang, die gleichen Gespräche und Ereignisse im grellen Gegensatz zum raschen Wechsel der Eindrücke im Leben höherer Stände ihrem Dasein das Gepräge unfruchtbarster Eintönigkeit verleihen.

**

Französischer Optimismus.

Von C. von Bredow.

Die französische Marokko-Politik gleicht einem Bobsleigh im Beginn der Fahrt auf steilem Hange. Die Fahrer Clemenceau-Pichon sind Schritt für Schritt, teils sicher wider Willen, hineingezogen worden in das so unschuldig und ganz loyal ausschauende Unternehmen. Man möchte wohl gerne zurück, doch weiß man nicht wie — und kein Ministerrat, kein Sachverständiger weiß Rat, entbindet von der großen Verantwortung. Vergebens sucht sich die Opposition in den Weg zu stellen, aufzuhalten — kein Combes-Constant, kein Jaurès werden das sich unerbittlich vollziehende Geschick abwenden. Ansehen, Machtstellung, die Stimmung im eigenen Lande verbieten fast das bittere Zurück, obgleich Europas anderer Liktor längst nicht mehr mitspielen will. Wie wird die Fahrt enden?

Und der Optimismus steckt an, epidemisch, wie damals vor 37 Jahren: Olivier-Grammont-Leboeuf, so heute.

Clemenceau's Optimismus und Delcassé's Wiederhervortreten haben unzweifelhaft ansteckend gewirkt. Die Stimmung im Offizierkorps ist entschieden eine kriegerisch gehobene. Man hofft, das Joch von Algeciras (denn als solches empfindet man es je länger, je mehr) abzuschütteln; man lenkt freudigst in das marokkanische Abenteuer ein — und blinzelt nach Osten. General Prudhomme gibt in der France militaire vom 29. Februar in einem Kriegshetzartikel dieser Stimmung adäquaten Ausdruck. Es ist ein derartig zynisch-frivoler Erguß, daß er Beachtung verdient. Soll das eine Antwort sein auf Generalleutnant v. Pelet's Abhandlung über den Niedergang der französischen Armee, oder ein Probepfeil, gerichtet gegen die deutsche Langmut? Man weiß es nicht. „Archiprêt" ist Inhalt, Anfang und Ende.

Zunächst setzt General Prudhomme auseinander, daß selbst bei einer französischen Okkupation Marokkos Deutschland voraussichtlich nicht mit Frankreich in offenen Kampf treten würde, um nicht Englands Absichten entgegen zu kommen. Ganz offen wird sodann der Krieg mit Deutschland als unumgänglich bezeichnet — nur Frage der Zeit. „Wir müssen wünschen, daß der unvermeidliche Krieg sobald wie möglich ausbricht, parceque nous ne serons jamais en état de la mieux faire . . . ." wiederum das archiprêt Leboeuf's 1870.

Ich erinnere mich, daß General-Feldmarschall v. Loë in einer Manöverkritik 1886 im Jülicher Lande es aussprach: es wäre ja zuviel erhofft, daß eine solche Riesenschöpfung wie das Deutsche Reich durch nur zwei Kriege geschaffen und befestigt werden könne. Damals, kurz nach Boulanger's Bluff, war es auch allgemeine Ansicht, der der General Ausdruck verlieh. Aber heute? nach Algeciras und Delcassé's Abgang, nach 37 Jahren, sollte man meinen, daß der Krieg durchaus nicht inéluctable sein sollte. Und er ist es auch nicht — das heißt als Duell —, man rechnet aber auf die guten Freunde jenseits des Kanals und an der Weichsel, für die man doch nur die Kastanien aus dem Feuer holen soll. Frankreichs Einsatz ist stets größer als der Deutschlands.

Und warum hält denn General Prudhomme gerade den jetzigen Zeitpunkt für so besonders geeignet? Weil durch den Uebergang zur zweijährigen Dienstzeit die Reservisten der Altersklassen 1903 und 1904 kaum entlassen, und ihre militärische Ausbildung daher noch wirksam ist — nie wieder würde die französische Armee in ähnlich günstiger Lage sich befinden. Also die Folge der Einführung der zweijährigen Dienstzeit soll Krieg sein? Eine recht eigene Auffassung. Bedauerlich ist nur, daß der General sie seinerzeit in der Kammer nicht hat zum Ausdruck bringen können.

Auch dem Minister Pichon greift man vor, indem man ein fertiges Programm aufstellt: „Wir werden zu Angegriffenen werden, wenn wir force majeure gehorchend zur Unterdrückung des heiligen Krieges und zur Erhaltung von Algier und Oran Marokko besetzen." Warum diese Demaskierung avant minuit? Der Staatssekretär v. Schoen findet ja die stetige Verstärkung der französischen Truppen in Marokko — auch schön. Und wenn's nun 20-, wenn's

40 000 Mann werden, wenn man immer größere Teile des Landes besetzt und den deutschen Handel und Einfluß an die Wand drückt, wie es bereits jetzt geschehen — auch schön, Herr v. Schoen? Algeciras: Farce. 1907: 10 Millionen, 1908: (jetzt bereits) 5 Millionen. Wer ersetzt Frankreich Blut und Geld? Und zuzumuten, es pour les beaux yeux de l'Europe allein zu tun, das wäre doch etwas naiv.

Die Ueberlegenheit der deutschen Kavallerie wird leicht abgemacht: an der russischen Grenze müssen zahlreiche Regimenter bleiben, während Frankreich „nur" die 10 afrikanischen Jägerregimenter fehlen werden (auf ein tatkräftiges Eingreifen Rußlands scheint man also z. B. nicht zu rechnen — Fallières's Hofreise wäre damit ja in Einklang zu bringen). Eben so leichten Herzens schreitet man über die Unterlegenheit der französischen Artillerie fort: das Material ist vorhanden; es braucht nur der Verdoppelung der Menschen. Pferde? Il ne s'agit que de mettre le prix (und doch sieht sich der Kriegsminister genötigt, 17 Kürassierschwadronen und 36 reitende Batterien eingehen zu lassen, um die Artillerievermehrung — eigentlich Verdoppelung: 306 neue fahrende Batterien — durchführen zu können). Carnot, Gambetta, Prudhomme: er sei, gewährt ihm die Bitte, in eurem Bunde der Dritte . . .

„Tout militerait donc en faveur d'un retour offensiv de notre part, et le principal motif de cette action après 37 ans d'une paix non exempte d'humiliations, c'est que, au train dont vont les choses plus nous irons et moins nous en serons capables. Das Gespenst der démilitarisation, der Wirkungen des Hervéismus. Diese Ergüsse, Folgen von Delcassé's neuem Hervortreten in der Kammer, erklären auch wohl das Zurückgreifen auf die 1200 Senegal-Schwarzen als marokkanische Verstärkung. Noch kürzlich hielt man bei den dortigen Schwankungen und ungefestigten Verhältnissen eine Verstärkung der 11 Bataillone Senegal-Tirailleurs um 2 Bataillone für nötig; jetzt zieht man zwei fort. Und 3 Divisionen Kolonial-Infanterie harren ungeduldig im Lande ihrer Verwendung via Casablanca. Sicher ist, daß eine Beruhigung der Schauja-Stämme, des marokkanischen Unterlandes durch eine zahlreichere Kavallerie schneller durchgeführt worden wäre, als jetzt. Denn die Hauptkräfte des Gegners sind beritten und weichen aus, wo und wann sie wollen, man kann sie nicht verfolgen. Man will eben stark bleiben, um europäischen Verwicklungen die Spitze bieten zu können. Nur dort kann die Erklärung liegen. Prudhomme aber möchte man auf Bismarck's herrliche Worte verweisen bei Gelegenheit der Interpellation Bebel zur Luxemburgischen Frage am 24. September 1867 im norddeutschen Reichstage: „Die deutschen Fürsten haben die Gewohnheit, ihre Heere in den Krieg zu führen, oder zu begleiten, und infolgedessen auch in erhöhtem Maße das Bedürfnis, auf dem Schlachtfelde und im Lazarette dem Krieger in das brechende Auge sehen zu können, ohne sich sagen zu müssen: diesen Krieg hätte ich mit Ehren vermeiden können."

Vielleicht gelingt es, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben. Amerikas Flotte dampft gen Westen, dort stehen größere Interessen auf dem Spiele, als in Marokko, besonders für England.

Aber es liegt gleiches System in dem Vorgehen der Times, wie in dem der France militaire. General Devaureix setzt die Hetze am 6. März in einem Leitartikel „guerre de races" fort. Hier tischt er der militärischen Jugend Frankreichs jene Ammenmärchen des Herrn Chaudordy vom 21. November 1870 wieder als Tatsachen auf — hoffentlich wider besseres Wissen —: Bombardement offener Städte, die sich nicht verteidigten, Silber-, Kleinodien-, Pendulen-Diebstähle und die Behandlung der Franktireurs nach Recht der Kriegsgesetze. So war's ja schon 1870. Man wunderte sich, wo wir hinkamen, daß wir nicht gebratene Kinder zum Frühstück verzehrten; der Kirsch wurde uns stets in Wassergläsern gereicht.

Hoffen wir, daß die Mehrheit des französischen Volkes für eine Gewaltpolitik à la Delcassé-Prudhomme heute nicht mehr zu gewinnen ist.

Vergessen wir aber auch nicht, daß die Masse des französischen Volkes nicht immer bestimmend war.

Lysistrate.

Wenn beim sich reckenden Tag Gäa aus tausend Schößen keimendes Leben treibt, fegt, wie die Windsbraut, Dionysos pyrogenethos über die attischen Fluren, und durch die vom Weindunst geschwängerten Lüfte zittert das Jauchzen eines vom Taumel bacchischer Lust halbirren Völkchens. Jede Fessel fällt, mit der das graue Netz des Alltags die ruchlos herrlichen Triebe der menschlichen Tierheit umspannt und in die enge Welt der vom Verstand, dem kühlen Utilitarier, geheiligten Sitte zwängt. Selig sind, die da trunken sind. Denn sie sind des Gottes voll, der vom Gemüth die Erdenschwere nimmt, den, rührend schön, schon Pindar besang: „Bromios rufen wir an, den Gott des Jubels; des mächtigsten Vaters Sproß und der Kadmostochter zu feiern, kamen wir her. Jetzt ist die Zeit, ist die Zeit, wo man die grünende Erde mit duftenden Veilchen ziert, das Haar mit Rosen. Und zur Flöte tönen die Klänge der Lieder, der Chöre, die von Semele singen, der herrlich geschmückten." In langem Zuge wälzt sich ein tanzendes Chaos durch die Felder hin, zum Markt, über den das Muschelhorn lärmt, die Cymbel dröhnt und führerlos von Ohr zu Ohr cynische Witzworte huschen. Allen voraus thuts der Gott, den sein Priester verkörpert, der sich hörnt, den Thyrsos schwingt und um Stirn und Horn sich den Epheu schlingt. Hinter ihm trägt auf langem Schaft, allem Volke sichtbar, das im Gigantenmaß gehaltne Symbol auch ihm gewordener, zeusischer Zeugegewalt der Ithyphallier Schar, die in trunkenem Reigen den Altar umwankt, auf dem ein geopferter Bock dem Begehren des Gottes genügt. Im Bukolion wird dem zweimal Geborenen die Frau des Archon Basileus förmlich vermählt, und der also Befriedigte hebt, in froher Geberlaune, dafür von jedem Vernunftthor die Riegel, das die zündende Glut ungestillter Begierden beengte. Entzüngelt mag das zwischen Gott und Getier gestellte Wesen sich tummeln, jedem Wunsche fiebernder Phantasie keck die Erfüllung verschaffen, mag alle aus Gäas ungezählten Brüsten quellenden Wonnen mit hastiger Zunge schlürfen, sein Träumen und Sorgen, Wähnen, Hassen und Lieben vor der geschwätzigen Menge entblößen; in lallenden Lauten oder mit spitzem Wort. Die Menge wünschts, hörts, lacht und verehrt gaffend auch im losesten Maul heute den Gott. Was dir der Nachbar im Wechsellauf der Monde that, darfst du mit scharfer Stachelgeißel treffen, darfst selbst das felsgraue Haupt der Geronten mit derbstem Hohnwort zausen. Nur eine Schranke droht: des Gegners Geistkraft. Denn jeder darf, Herr oder Knecht, dir mit Antwort begegnen, mit schlichter Grobheit oder pfäffisch schlauer Diplomachie. Und der Chorus nasser Kehlen wird deinen Sieg bejauchzen oder deine Niederlage begröhlen... So war die Welt, die Zeit, der Attikas junge Komödie entsproß. Dionysos selbst hat sie gezeugt, und unter dem Phallus hat sie ihre ersten Kindheittage verlebt. Wer die Dichter will verstehn, soll in ihre Lande gehn. Nicht anders wird so alte Kunst zu unserem Empfinden sprechen, wird ewig jedes Rechners spotten; und wer sie nicht fühlt, wird ihres Lebens Art nie erfassen; nicht in ihren ersten Windeljahren, nicht in den Tagen sich entknospender Blüten.

Comoedia est quotidianae vitae speculum, hat Livius Andronikus gesagt. Paßt auf Eines Schaffen das Wort besser, als aufs Aristophanische? Da ist kein Werk, dem der Tag nicht Anlaß geworden; und nicht eines, trotzdem, das mit dem Tag, der sein Werden sah, gestorben wäre. Reich, freilich, war auch die Zeit, wie alle, die eines Volkes Schicksal an seiner Wende sahen; wo tausend Hände sich mühend regen, die reife Kulturfrucht vor dem Fallen zu wahren, die Besten die Sehnsucht zur Vergangenheit drängt und zu Predigern macht. Und Aristophanes predigt. Predigt so laut, daß das Mahnwort selbst das Gelärm der Schellenkappe übertönt. In jeden Winkel athenischen Lebens hat sein Genie geleuchtet, hat, wie der Herr in der Bibellegende, aus heiligem Gemäuer das Gesindel gescheucht und manchem Tagesgötzen derbe Wahrheit gesagt; Demos oder Kleon: ihm galt es gleich; nur was die Seele drückte, mußte herunter. Soziale Probleme, innere und äußere Politik, Verfassungfragen, Philosophie und Kunst: bald chaotisch, bald sauber geschieden klingts dem interessirten Ohre aus seiner Hinterlassenschaft entgegen. Wie ein trotziges, von der Zeit

zernagtes Felsengeklüft steht sie da; doch aus jedem Spalt noch steigt der Nebeldunst dionysischer Freuden, aus jeder Höhle dringt in allen Farben das Licht, schallt Lachen und Cymbelschlag. Er ist jung geblieben, dieser Unbezwingliche, der seiner Zeit schon als Reaktionär galt und einem sonst so feinen Kopf, wie Lemaitre, heute nicht viel mehr als ein „konservativer Rochefort“ scheint, der Alles in Fetzen riß, was Anderen wertvoll schien. Menschen und Werke. Immer lustig und immer doch, wie der alte Götz, „in ehrlicher Fehd begriffen“. Männlein und Weiblein haben unter seiner Fuchtel gezappelt, Kleon und Lamachos, Sokrates und Euripides, Sophisten und ins Richteramt verschlagene Schufte spürten die Wunden, die ein zu den Waffen des Witzes greifendes Genie zu schlagen vermag; und Freund Plato sogar wird leise am Philosophenbart gezupft. Tolleres sah die Welt nie; selbst Rabelais, den ihm die Franzen gern vergleichen, wenn sie ihrem Landsmann schmeicheln wollen, nimmt sich neben dem Athener aus wie der Roland Ariosts neben der Ilias, ein Flibustierroman neben der Odyssee. In allen Farben schillert seine Sprache, giebt sich willig zu jedem Rhythmus her. „Seines Stiles Behendigkeit, hat (in einer reizenden Studie) Paul de Saint-Victor von ihm gesagt, ist schwindelerregend. Ein Mime, der während seines Wirbeltanzes hundertmal Kleid und Larve wechselte, stellte ihn sinnbildlich vor. Er springt in einem Augenblick vom hinreißenden Gang der Dithyrambe zum ländlichen Tanz der Idylle, von Anbetung zum Gespött, von Begeisterung zum Cynismus. Der Miene des Weisen folgt das gedunsene Gesicht Hanswursts. Die Götter zu feiern, nimmt er Pindars vornehme Gebärde, dessen Weihrauchkessel, der bis in den Himmel fliegt, seine Art und Weise, jede Gottheit mit einem strahlenden Wort anzurufen, einem olympischen Beinamen wie unter der Pracht eines Blitzes. Dann, plötzlich, entstellt eine leichtfertige Grimasse die Heldenzüge; dann steigt er vom Tempel oder von der Säulenhalle zur Krambude nieder. Vor einem Augenblick mochte Plato lächeln, jetzt wird er die Kaldaunenhändler und Kräuterweiber zu lautem Gelächter reizen. Wenn er den Feind höhnt oder lästert, schwenkt er über ihnen jene mörderischen Jamben des Archilochos, die Lykambes und Neobule zwangen, sich zu erhängen. Und wenn, wiederum, sein Lied übers freie Feld hinschweift, tönts wie eine Flöte in des Satyrs Hand, vom Hauch der Wasser und Wälder erfüllt.“ Besser läßt sich des Dichters Wesen nicht beschreiben, vor dessen Phantasiekraft selbst Sainte-Beuve (wie einst Racine) in nicht begreifendem Staunen stand; der auch vor dem bizarrsten seiner Werke noch sprechen dürfte, wie Alkidamas einst von Homers Odyssee: Καλὸν βίου ἀνθρωπίνου κάτοπτρον.

. . . . Zahllos waren die Wunden, aus denen Athen seit Jahren nun blutete; verblutete. Ueber ein Drittel des Rests, den zwanzig Kriegsjahre geschont hatten, forderte die Pest von der Bürgerschaft nach. So grausam wahr hatte Apoll seine delphische Drohung gemacht. Und im Innern zerrieb sich die Volkskraft in ödem Gezänk, seit Perikles (der den Schlag nie verwand) zum Opfer demagogischer Kläffer ward. Gequollene Unfähigkeit hatte sich an die Sammelbecken der (oft noch erpreßten) Pfründen gemacht, der Stimmenkauf wurde zum öffentlich konzessionirten Gewerbe, und mit fast neuberlinischer Kunst wurde Basileus Demos umschmeichelt, umspeichelt. Der Schreier Stimmkraft ward zum Argument, der Sykophanten Denunziantentreiben zur Staatsretterthat. Gerber, wie Kleon, und Viehhändler, wie Lysikles, Hanfhändler, wie Eukrates, und Lämpchenmacher, wie Hyperbolos, gehörten zur Staatsmannschaft. Verrath und Bestechung waren legale Mittel, Gunst und Haß des von skrupelloser Strebsamkeit umwedelten Pöbelhaufens wechselten, wie des Mondes holdes Angesicht. Keiner lobte den Tag vor dem Abend, die Nacht vor dem Morgen. Sorgend fragte das Häuflein der Aufrechten, welche Schandthat wieder die Nacht gebären, welches Unheil wieder der werdende Tag bescheinen werde. Leise hatte, 412, als das Jahr seinem Ende sich neigte, die Hoffnung geflackert. Nicht lange. Jonien ging, dann Rhodos verloren, und 411 begann mit dem Verlust von Oropos und Chios, einer Schwächung der Finanzkraft um Hunderte von Talenten; jetzt, wo auch der Kriegsschatz von Tag zu Tag sichtbar zusammenschmolz, ungeduldig das Heer in Samos auf den längst fälligen Sold wartete, und Persiens Feldherr Tissaphernes zum Spielzeug alcibiadischer Rachsucht wurde. Mancher, von dem die Geschichte spricht, hat in dieser schweren Zeit sein Urtheil geändert, mit der radikalen Demo-

kratie gebrochen. Euripides und Sophokles waren die einzigen nicht. „So elastisch, sagt Meyer in seiner Geschichte des Alterthums, das Temperament des athenischen Volkes war, jeder aufrichtige Patriot konnte nur mit der schwersten Besorgniß in die Zukunft blicken. Bei dieser Lage blieb die konservativ-reaktionäre Strömung ständig im Wachsen. Die radikale Demokratie hatte abgewirthschaftet. Was dabei herauskam, wenn die ungebildete Menge das entscheidende Wort sprach, hatte jetzt die Erfahrung auch dem blödesten Auge enthüllt; und die fortdauernde Vergeudung der Staatsmittel für die Diäten und Fütterung der Massen mußte in kürzester Frist zum Bankerott führen. Eine schwüle Stimmung, gemischt aus Furcht und unbestimmten Hoffnungen, lag über Athen.“ Und in denselben Februartagen, da Lysistrate ihrem Geschlecht zur Erzwingung des Friedens den Boykott des Mannes predigte, schloß Tissaphernes mit Sparta einen neuen Vertrag. Man sehnte sich nach Frieden, war der Drangsal herzlich satt. Vom Manne war, zwei Jahrzehnte hattens gezeigt, kein Heil zu erhoffen. Doch wenn die Männer versagen: warum sollte die Frau nicht, die politisch entrechtete, das Nützliche leisten?

Aristophanes stellte die Frage; und hat, auf seine launige Art, ihr die lustige Antwort gegeben. Eine, die die englischen Suffragettes vielleicht morgen wieder von den Dächern kreischen, Beardsley und Rops mit überredender Griffelkunst sicher gestützt hätten. Athenens Stadt hatte ihr Schicksal in die Hand der Männer gelegt; jeder Einfluß war der Frau versagt; streng lastete Solons Gesetz auf ihr, das Perikles nicht gemildert hat. Was war zu thun? Litten sie nicht mehr noch, wie die Erbärmlichen, die, der strengen Väterart längst entwöhnt, Phrasen zu dreschen, doch nicht zu handeln verstanden? Warens ihre Söhne nicht, nicht die sorgsam gehegten Früchte ihres Schoßes, die unfähige und unehrliche Schreihälse ins Verderben schleppten? Und Jahr um Jahr steht, verdrießlich genug, nun einsam das Lager zu Nacht, weil eine Handvoll Hetzer sich nicht einigen will; leidet der Nachwuchs, stirbt oder siecht der Erwachsenen Schar dahin. Lange genug sahen wirs duldend mit an, sahen, daß der Wahnwitz kein Ende findet; wächst, wie rings die Sorge sich türmt. Länger dulden, hieße mitschuldig werden. Doch was ist zu thun? Noch hält ja der Mann das Regiment in der Hand. Sollen wir Einfluß erhalten: nur durch die Pforte gehts, die kein Mann auf die Dauer entbehren kann; muß an dem Punkt nun eingesetzt werden, an dem allein die Natur, die weise, das Männchen in ewiger Abhängigkeit von dem Weibchen zu halten für gut fand. Ihr lungert im Felde, auf dem Markt herum und entzieht euch der Bettpflicht? Euer Wille geschehʼ euch. Allzulange schon harrten wir, nach Sklavenart jedes Winkes gewärtig. Keiner nahe sich uns, ehe dem Frieden nicht seine Stunde schlug. Und lullt euch nicht in die Hoffnung, daß rasche Laune nur hinter unserm Beschlusse stecke. Sind wir Männer, die heute Dies und morgen Anderes wollen? Wir schworens bei Bacchus, der, denkt an Kadmos' Geschlecht, jeden Frevel aufs Grausamste rächt. Ihr winselt nun, tobt? Laßt alle Hoffnung fahren. Keiner hatte, in zwanzig Jahren, für unsre Klagen ein Ohr. Thoren nur mühn sich vergebens ab. Wenn der Friede kommt, sind wir euer. Kein Schmeichelwort, kein Gestöhn, keine Drohung wird die Oeffnung de la sublime porte vorher erwirken .... Ein Spaß von göttlicher Frechheit, mit Farben gemalt, die weniger noch, als die Rembrandts, das Schnüffeln vertragen. Wer sich naiven Genießens fähig weiß, mag sich ruhig an ihn wagen; doch das Ueberweib bleibe, der Amoralist ihm fern; sie passen beide nicht in die aristophanische Welt. Nur, wer selber des Gottes voll, und auch im Narrengewand den Prediger spürt, vermag den Grotesken zu fassen. Diesem Reinen ist Alles Schwein, diesem Schweine ist Alles rein. Und besser, als auf Tischbein, paßt auf den Unsäuberlichen das Goethesche Wort: „Du belebst, als wahrer Dichter, Schaf und säuisches Gelichter mit Gesinnung wie mit Sinn.“

Hat der Weiberstreik, der 411 das Fest der Lenäen verschönte, auf die Gemüter gewirkt, sich Preis oder Durchfall erworben? Keine Chronik giebt uns davon Kunde. Doch von 411 ab war (bis 403) im alten Athen die Doppelehe erlaubt.

Karl Schnitzler.

Politisches und anderes aus Fiesole.

Die Philister, die sich die Haare lang wachsen lassen à la Simson, sind die schlimmsten.

*

Wir machen uns lustig über die vielen Superlative in der Redeweise der Italiener. Und in der Tat, es ist drollig: Wenn ich zu meinem Vetturino sage: Fa caldo oggi, so bestätigt er es sicherlich mit einem: caldissimo. Indessen: was ist unser „furchtbar" anderes? Sage zu einem jungen deutschen Mädchen: „Leutnant Scherbe ist nett," und es antwortet, wenn es der gleichen Meinung ist, sicherlich: „Furchtbar nett!" Das ist doch eigentlich — furchtbar komisch.

*

Will in Toskana auf dem Lande der Padrone einem Dienstboten zeigen, daß er sehr unzufrieden mit ihm ist, so siezt er ihn, und das wird wirklich als Strafe empfunden. Man könnte geneigt sein, darin einen Beweis für sklavische Sinnesart zu erblicken. Aber das ganze Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienerschaft in Toskana spricht dagegen. Nirgends werden die Dienstboten besser behandelt, als hier, und kein Dienstbote ist empfindlicher gegen unwürdige Behandlung, als der toskanische. Auch ist er zwar respektvoll, aber gar nicht unterwürfig. Für den nördlichen Geschmack ist er sogar höchst inkorrekt kordial. Nennt z. B. seinen Herrn mit dem Vornamen. „Ist Herr Pruneti zu Hause?" —: „Sissignore, Signor Guido è alla casa." So auch, wenn er ihn anspricht. Und diese Unterwürfigkeit erstreckt sich bald auch auf die näheren Freunde und Gäste des Hauses. — In den kleineren Villen Toskanas (früher wohl auch in den größeren) nimmt die Herrschaft (entsetzlich zu denken, nicht wahr?) die Mahlzeiten oft mit der Dienerschaft gemeinsam ein, — in der Küche, direkt vor dem offenen Herde mit dem rußschwarzen, großen trichterförmigen Kaminloche. Da dreht sich der Spieß, da kreischt das brozelnde Oel, da thront die alte Köchin mit dem Federnfächer, der das Feuer anfacht. Und, wenn der Padrone einen guten Witz macht, so lacht das Gesinde so belustigt mit, als ob es, — wahrhaftig: als ob es mit zur Gesellschaft gehörte. Die Sache ist die: es gehört sogar zur Familie. Und daher das Gefühl Pietros, gestraft zu werden, wenn ihn Signor Guido Sie nennt. Denn auch das Kind wird von der Mutter durch Siezen bestraft. Patriarchalische Zustände! So unmodern vom Standpunkt des Nordens, daß man sie fast antik nennen möchte. Und in diesem Sinne mag es immerhin sein, daß ein Rest Sklavengefühl im toskanischen Landdienstboten steckt. Schmählicherweise fühlt er sich wohl dabei und hat keine Ahnung, wie unwürdig diese Zufriedenheit ist. Aber, keine Angst: das Ende dieses beklagenswerten Gefühlszustandes ist nahe herbeigekommen. Evviva il Socialismo! ist, schwarz schabloniert, an Kirchen, Kapellen, Villen zu lesen, und freundliche Leute genug durchziehen aufklärend das Land mit der frohen Botschaft, daß man nur nach Florenz zu gehen brauche, per fare il Signore. Und das gute Volk ist so gewöhnt ans Glauben . . .

*

Die italienischen Sozialisten, anders geartet als ihre kühleren deutschen Genossen, machen aus ihrem Herzen keine Mördergrube; sie sagen es gerade heraus: ein Sozialist muß ein Feind der Kirche sein. Wie hier die Dinge liegen, ist das auch ganz richtig, denn in Italien ist bestimmt die Kirche das mächtigste Bollwerk gegen den Sozialismus. Zwar hat sie weniger offizielle Macht, als in Deutschland, denn sie wird vom Staate eher befehdet als unterstützt: aber sie hat eine um so reellere Macht durch ihre unablässige sinnliche Wirkung auf das naive Volk, vor allem auf die Frauen. Es mag sein, daß sie den geistigen Fortschritt in Italien aufgehalten, die freie Forschung unterdrückt, das Streben nach Erkenntnis durch den Verstand gehemmt hat: aber sie hat es verstanden, diesem Volke seine beste Gabe zu erhalten: ein liebenswürdiges, ja fröhliches

Sichschicken in die Unbequemlichkeiten des Lebens, und sie hat seinen Sinn für das Schöne so sehr entwickelt, daß es über der Schönheit seines Kultus seine Armut zu vergessen vermochte, in den anmutigen sowohl wie strengen Symbolen seines Glaubens schließlich mehr noch entgegennehmend, als bloß ästhetischen Trost. Der Protestant konstatiert gerne, daß die Religion hier nicht sehr tief sitze. Richtig. Dafür umgibt sie die Masse des italienischen Volkes um so enger, fester. — Italienische und deutsche Religiosität sind verschiedene Dinge. Ein deutscher Katholik steht dem Protestantismus näher als dem eingeborenen Katholizismus der Italiener. Roms Mißtrauen gegen die gelehrten katholischen Theologen Deutschlands ist instinktmäßig und berechtigt. Andererseits: wenn der Italiener sich von der katholischen Kirche abwendet, so wendet er sich nicht etwa irgendeiner andern christlichen „Kirche" zu, sondern wird resolut pagano. Und damit macht er nicht etwa einen größeren, sondern einen kleineren Sprung. — Solcher „dezidierter Nichtchristen" gibt es in Italien mehr als in Deutschland, wo selbst viele Freigeister noch erzprotestantisch empfinden. Es gibt aber wiederum auch mehr reellen, lebendigen Glauben im Volke oder, wenn das Wort zu tief, zu protestantisch ist: mehr kirchlichen Sinn. So grob und roh, ja wild und wütend der italienische Sozialismus dagegen auch anrennen mag: es wird ihm nicht bald gelingen, dieses Bollwerk umzuwerfen. Der deutsche Sozialismus hat mehr psychologisches Verständnis für das Wesen seines Volkes bewiesen, als der italienische für das des italienischen.

*

Gabriele d'Annunzio hat seine Kritiker einmal „betrunkene Sklaven" genannt. Trotzdem war die Erstaufführung seines neuen Dramas „La nave" für die gesamte italienische Presse ein Ereignis, das wochenlang in den Blättern mehr Raum einnahm, als selbst der Parlamentsbericht. Gerhart Hauptmann hat sich der Presse gegenüber stets der größten Behutsamkeit beflissen. Trotzdem wird er jetzt von manchen deutschen Kritikern mit einer Art inniger Genugtuung zum alten Eisen geworfen. Man sieht: hier wie dort — Objektivität.

*

In Fiesole haben sie voriges Jahr das obligate Nationaldenkmal errichtet zum Ruhme der unita Italia: Siegesdenkmal, würde man bei uns sagen. Man weiß, wie abscheulich die meisten dieser Denkmäler in Italien sind. Meist sitzt der dicke Viktor Emanuel, der von weitem etwa wie Max Halbe aussieht, auf einem wild sich bäumenden Pferde und fuchtelt mit dem Säbel in der Luft herum. Nahebei befindet sich dann, als Denkmal für sich, Garibaldi mit dem Käppchen auf den langen Haaren und blickt gebieterisch entschlossen drein. Die Fiesolaner haben es anders gemacht. Sie haben zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen und den König mit dem Volkshelden auf einem Denkmal verewigt. Das kommt bei uns auch vor. Nur pflegen dann Bismarck und Moltke dem alten Kaiser Wilhelm gewissermaßen zur Folie zu dienen, so, daß es mit aller erwünschten Loyalität zum Ausdruck kommt: er der Meister, sie die Handlanger. Nicht so in Fiesole. Da ist ein Obelisk mit einem Sterne zu sehen, und vor dem Obelisken begegnen sich der Souverän und der Volksmann, jeder auf einem Pferde (nicht etwa Garibaldi auf einem Esel) sitzend und sich die Hände reichend, wobei Garibaldi jede vorschriftsmäßige Ehrenerweisung unterläßt. Sie sind durchaus als Gleiche behandelt, obwohl es der Bildhauer füglich doch so hätte einrichten können, daß der Ungekrönte wenigstens etwas niedriger placiert worden wäre, etwa so, daß er einen Berg hinaufritte, wo ihm, von oben herab, der König recht leutselig und doch majestätisch die Hand hätte reichen können. Aber nein: kein Oben und Unten, einer so hoch wie der andere, und die Hände vereinigt, wie von zwei guten Kameraden.

Man stelle sich so eine Taktlosigkeit in Preußen vor, wo selbst Kavalleriegenerale nicht zu Pferd verewigt werden dürfen, weil das Erzroß ein Souveränitätsvorrecht ist. —

Die Italiener haben überhaupt keinen höfischen Takt. Der jetzige König heißt genau

so wie der erste König Italiens, sein Großvater, Vittorio Emmanuele. Da es das italienische Volk aber, trotz seiner Vorliebe für Superlative, unterlassen hat, dem Begründer seiner Einheit den Namen „der Große" anzuheften, vielmehr einfach beim glorreichen Namen Vittorio Emmanuele einmal für allemal an seinen ersten König denkt, muß es sich der regierende gefallen lassen, bloß Re Vittorio genannt zu werden. Man stelle — aber nein: man stelle sich so etwas in Preußen-Deutschland lieber nicht vor.

*

Kürzlich ist der letzte Großherzog von Toskana aus dem Erzhause Habsburg, Zweig Lothringen, gestorben, der als Erbgroßherzog in Florenz geboren wurde und nie darauf verzichtet hat, dux Etruriae wenigstens zu heißen. Herr Wölfling, der Schweizer Bürger, ist sein ältester Sohn; Frau Toselli, eine Tochter von ihm, ehemals Kronprinzessin von Sachsen, lebt als Frau eines Klaviervirtuosen in Florenz. Che tempi! Che tempi! Wie der jetzige Papst auszurufen pflegt, wenn die Zeitläufte nicht seiner sancta simplicitas entsprechen. (Das soll beileibe nicht Hohn sein. Der zehnte Pius ist mir ehrwürdig seiner heiligen Einfalt wegen.) — Die Florentiner Blätter druckten, als die Todesnachricht aus Salzburg angekommen war, die Artikel ab, die zu seiner Geburt in den früheren Gazetten von Florenz erschienen sind: wie glückselig das Volk von Toskana war über das glückliche Familienereignis im zwar nicht angestammten, aber von der treuesten Liebe aller Untertanen umgebenen Fürstenhause. Und die Kanonen donnerten, und es wurde illuminiert, und in Santa Maria dei Fiori war Tedeum, mit dem Erzbischof. Und später kamen (wenn auch nicht in so üppiger Fülle, wie das bei uns üblich ist) Notizen über die wunderbaren Talente und den unbeschreiblich edlen Charakter des Thronfolgers. Und auf einmal war alles aus, und die Gassenjungen sangen ein Spottlied auf den Babò canappone (Papa Flachshaar), den man einfach aus dem schönen Palazzo Pitti ausquartiert und zu „seinen Oesterreichern" geschickt hatte. Alle die schönen Worte vergessen, — vergessen selbst, daß unter dem guten Babò canappone der Liter Wein bloß drei Soldi gekostet hatte. — Und nun geht Frau Toselli, die Tochter des letzten Großherzogs von Toskana und Schwester dessen, der, wenn die Zeit nicht aus den Fugen gegangen wäre, jetzt auf dem Thron von Toskana säße, in Trauerkleidern durch Florenz, eine simple Signora, obwohl ihr Gatte so galant ist, von ihr nur als von Ihrer Kaiserlichen Hoheit zu sprechen, und, wenn das Volk von ihr Notiz nimmt, so geschieht es zumeist in recht wenig schöner Art. Fiesole, wo sie eine Villa gemietet hatte, verließ sie mit ihrem Manne, weil sie in der kleinen Stadt nicht auf die Straße gehen konnte, ohne mit anzüglichen Redensarten verfolgt zu werden. Verurteilt zum Spießrutenlaufen von wegen der Liebe. — Sollte man nicht eher meinen, das Volk müßte, wo sie erscheint, Spalier bilden und ihr Ovationen bringen? Denn sie hat sich doch wahrhaftig sehr herablassend benommen. Aber das Volk ist gar nicht so demokratisch, wie man denkt. Fürsten will es fürstlich. Und es hat ganz recht. Es soll ein jeder sehen, s e i n e Rolle im Welttheater so gut als möglich zu spielen. Nur die wirklich Großen (ob unten oder oben, ist ganz gleich) dürfen sich Seitensprünge erlauben, — aber auch diese lazzi müssen großen Stil haben. — Il Dominedio freilich, wenn die Bibel recht hat, denkt anders, da er denen verzeiht, die viel geliebt haben.

*

Die besten Barbiere in der Welt sind die italienischen. Sie säuseln dir die Stoppeln von der Haut wie mit Zephirswinden. Trotzdem hat der meinige mich heute geschnitten. „Donnerwetter!" schrie ich ihn an, und er glaubte, ich hätte „maledetto!" gesagt. Er bat so höflich um Entschuldigung, wie es nur ein italienischer Barbier vermag, und erklärte den lapsus mensoris mit den schrecklichen Ereignissen in Lissabon, wo so entsetzlich viel Blut geflossen sei. Da ich noch nichts davon wußte, bat ich ihn, mir's zu erzählen. Das war sehr

unvorsichtig, und ich werde einen Barbier, unter dessen Messer ich mich befinde, nie wieder bitten, mir von Blutvergießen zu berichten. Es fehlte nicht viel, und er hätte mir sowohl die Nase wie beide Ohren abgeschnitten. „Fünfzig Republikaner, in schwarzen Mänteln, stürzten aus einem bosco hervor, fielen den Pferden in die Zügel und eröffneten ein Schnellfeuer aus Karabinern modernster Konstruktion. Der König und der Kronprinz wurden buchstäblich durchbohrt. Nur die Königin verschonten sie aus Galanterie und einen anderen Prinzen, seiner Jugend wegen, aus Menschlichkeit. Darauf proklamierten sie die Republik.“ — „È vêro?“ — „Sissignore! Verissimo!“ — „Und warum das alles?“ — „Aber ich sagte es Ihnen ja schon: um die Republik zu proklamieren! Verteufelte Kerle, diese Portugiesen! Natürlich blieben auch von ihnen ein paar Dutzend tot am Platze. Denn, wie Sie sich vorstellen können, schoß nun auch die Polizei. Es war eine Schlacht, eine wahre Schlacht. Aber ihre Republik haben sie nun in Portugal.“ — Mein guter Barbier schien, nach dem Tone zu schließen, wie er das sagte, von inniger Genugtuung darüber erfüllt zu sein, und ich fragte ihn auf den Kopf, ob er mit diesem Abschießen von König und Kronprinz so ohne weiteres einverstanden sei. Er warf mir eine Handvoll Puder ins Gesicht, daß ich glaubte, ersticken zu müssen, und antwortete gleichmütig: „Sonno gli incerti del mestiene di capo di stato, come diceva Umberto.“

Die italienischen Zeitungen haben, wie sich's gebührt, den regicidio von Lissabon weniger beifällig behandelt. Es wäre nicht gut, wenn's anders wäre, denn gefährlicher als irgendwo müßte in Italien die Verherrlichung des Königsmordes sein, wo es genug wilde und verwegene Burschen gibt, die, wenn einer solchen Tat auch noch Ruhm winkte, allzu leicht bereit wären, auch ohne Aufhebung der Konstitution und ohne einen dittatore, zu Dolch oder Flinte zu greifen.

„Morte al Rè!“ kann man in Italien an manchem Orte von im übrigen ausgesprochen friedlicher Bestimmung lesen, und derlei Schmierereien verkünden immerhin etwas von den Gesinnungen, die heimlich in einem Volke leben. Trotzdem bleibt die Wahrheit des tapfer ruhigen Wortes König Humberts vom Berufspolitiker der Könige bestehen, während die Uebung, alle Attentäter schlechtweg „feige Mordbuben“ zu heißen, zwar sonst allerhand Löbliches, nicht aber die Wahrheit für sich hat. Was aber nicht wahr ist, ist auf die Dauer auch nicht wirksam. Das Volk, wenigstens in romanischen Ländern, sieht in politischen Verbrechern, die auf offenem Markte die Mordwaffe gegen Herrschende erheben, weder gemeine Mörder, noch gar Feiglinge, und es fragt nicht mit Unrecht, ob die Journalisten, die ihm diese Ansicht einflößen wollen, die Courage dieser „Feiglinge“ hätten, ihr Leben für ihre Meinung in die Schanze zu schlagen. Nein, man sollte auch bei so traurigen Gelegenheiten nicht schmähen und herabsetzen, sondern gerade Tragisches mit Würde und Ehrlichkeit behandeln. König Carlos war kein Held, aber ohne tragische Schuld ist er nicht gefallen. Sie bestand gerade darin, daß er, ohne ein Held zu sein, es gewagt hat, sich heroischer Mittel zu bedienen im Widerstreite mit seinem Lande, — wobei er sich, wie es scheint, über deren Tragweite nicht einmal klar war. Monarchen ohne das Genie der Herrschaft sollten froh sein, konstitutionell regieren zu dürfen. Bei dem jetzigen Zustand der Völker westlicher Kultur geht es schließlich immer einmal schief, wenn einer, ohne durch Genie zur Selbstherrschaft berechtigt zu sein, in Selbstherrlichkeit dilettiert.

Otto Julius Bierbaum.

Wiener Mädchen. Die Schwestern Nagel in der „Fledermaus".

Von Felix Salten.

Es ist eigentlich die reine Tändelei, wenn ich von diesen beiden Mädchen rede. Denn sie haben gewiß nur sehr wenig Talent, und sie werden wahrscheinlich niemals berühmt sein. Sie singen wienerische Lieder in dem Kabarett „Fledermaus". Aber weil sie gar keine Kunst besitzen, weil ihre Lieder außerdem sehr dumm sind, dürfen sie erst nach der richtigen Vorstellung singen. Die richtige Vorstellung hält nämlich ein gewisses Niveau. Und das könnten die beiden Mädchen am Ende herabdrücken. Wenn also das Niveau nicht mehr gehalten werden braucht, wenn die Leute, die hier die Nacht verjubeln wollen, nur noch Musik zu hören wünschen, während sie im Saal Champagner und in der Bar draußen Cocktail trinken, dann erscheinen diese beiden Mädchen.

Und es ist dann, sowie sie nur zu singen anfangen, als streiche durch den Tabaksqualm hier unten, durch den Weindunst, durch diese ganze verbrauchte Atmosphäre ein frischer Lufthauch. Von draußen her, von den ländlichen Straßen der äußeren Bezirke. Wiesenduft und feuchter Laubgeruch. Mailüfterl, mit einem Wort.

Die ältere von den beiden Schwestern zählt neunzehn Jahre und singt Sopran. Die jüngere ist ein Kind von fünfzehn Jahren und hat eine Altstimme. Gelernt haben sie alle zwei nichts. Wissen nichts von einem regelrechten „Ansatz", nichts von einem kunstmäßigen Atem, nichts von Gesangstechnik. Sie kommen aus der Vorstadt, von ganz kleinen Leuten, kommen aus dem Volk und singen, wie die Mädchen aus dem Volk in Wien eben singen: „Mir san allzeit fesch und munter . . . hollioh . . . duliäh." Und so weiter. In diesen beiden Stimmen aber schwillt eine junge Kraft, die man gerne mit irgend etwas Kräftigem und Fröhlichem in der Natur draußen vergleichen möchte. Wenn das Treiben und Saftschießen der Blätterknospen, das erste Stauben der Haselbüsche, das Aufblühen des Flieders tönen würde, dann müßte es ungefähr so tönen wie diese zwei Mädchenstimmen, die da, erleuchtet von ihrem inneren Jubel, zusammenklingen. Die helle und die dunkle.

Diese beiden Stimmen haben etwas völlig Unberührtes, wie die Stimmen von jungen Tieren oder von kleinen Kindern. Sie blühen in Unschuld und in Bewußtlosigkeit wie in frischen Farben. Man hört nichts in ihnen, als den Instinkt. Unschuldige, heitere, unbewußte Instinkte. Es ist ein heißes Werben in diesen Stimmen, Zärtlichkeit, Liebe auch, ein bißchen Wehmut, und eine unermeßliche Zuversicht. Aber das alles klingt so rein, wie der Gesang von Amseln in den Gärten.

Und noch eines klingt in diesen Stimmen. Nicht etwa in den Worten nur, sondern eben in den Stimmen selbst: der Wiener Dialekt. Er färbt diesen Gesang, ist nicht daraus wegzutilgen, schwingt in jeder Note. Ich weiß nicht, ob die beiden Mädchen auf dem Alsergrund wohnen, oder in Liechtenthal, oder in Ottakring, ob sie in einer dieser Gegenden von Wien zu Hause sind, von wo ja immer die feschesten Fiaker, die begabtesten Wäschermädel und die fernsten Naturfänger her sind, und von wo es nirgends mehr weit ist hinaus nach Grinzing, Heiligenstadt oder nach Neustift am Wald, zu den Heurigenschenken. Aber der ganze Alsergrund, das fröhliche Liechtenthal, an dessem Rande Schubert geboren wurde, Ottakring ebenso wie Heiligenstadt scheinen einfach aus diesen Mädchen zu singen. Urlaute. Es kann ja freilich geschehen, daß man einmal einen Kutscher fluchen hört, oder einen Strizzi, und daß man auch da den ganzen Alsergrund mitsamt den anderen Gegenden herausspürt, daß es gleichfalls ein Urlaut ist, daß sich einem aber dabei der Magen umdreht vor Ekel. Allein das gehört auf ein ganz anderes Blatt. Das sind Akzente, die aus der tiefsten Beschmutztheit eines Volkes aufsteigen, Laute, die mit einer Kruste von Branntweinräuschen, von Unzucht, von dumpfen Begierden und von unwissender Gemeinheit bedeckt sind. Die Stimmen der beiden Mädchen jedoch bringen unmittelbar aus dem Gemüt des Volkes hervor.

aus der Jugend des Volkes herauf. Sie geben die wirkliche Art des Volkes, wie sie im Frühling seiner Kinder sich aufblättert. Das Elend ist noch nicht über die Kindlichkeit dieses Volkswesens hergefallen, hat seinen Glanz noch nicht zum Erlöschen gebracht, der Straßenstaub hat dieses Wesen noch nicht befleckt, der Alkohol noch nicht mit seiner Heiserkeit vergiftet. Die Armut kann noch unschuldig lächeln, steht dem Reichtum noch nicht mit geballten Fäusten gegenüber und noch nicht mit der unterwürfigen, verlogenen Schauspielerei der Prostitution. Die Stimme dieser beiden jungen Mädchen ist noch ganz ohne Patina, ist von gewerbsmäßiger Verlockung noch nicht geschminkt, von eingeübter Gefallsucht noch nicht gefälscht, ist vom Dunst nächtlicher Vergnügungslokale noch nicht umschleiert.

Das fühlen denn auch die vornehmen und eleganten Frauen, die manchmal mit ihren Männern hier hereinkommen. Sie schauen die beiden Mädchen nicht mit jenen fernen, neugierigen, mißtrauisch-verschanzten, neidischen und hochmütigen Augen an, mit denen sie sonst von ihrer Legitimität herab auf Geschöpfe blicken, die sich produzieren und preisgeben. Sie ziehen diese beiden Mädchen an sich, küssen sie auf die Wangen, küssen sie mitten auf die jungen roten Lippen, auf denen noch der helle, unberührte Gesang schwebt. Die jungen Mädchen beugen sich anmutig und respektvoll nieder, um den Damen die Hand zu küssen, und nehmen sich aus wie Komtessen in einer großen Gesellschaft. Dann gehen sie aus solchen Liebkosungen hervor mit einem Lächeln, das ganz frei, ganz arglos ist, und dem Lächeln gehätschelter Kinder gleicht. Die vornehmen und eleganten Frauen sind gerührt, wenn sie diese Mädchen sehen. Es ist die prangende Jugend, die sie verehren, ihr warmes, blühendes Duften, von dem sie bezaubert werden. Und irgendwie fühlen sie sich auch in ihrem Gewissen beunruhigt, erleben Sekunden, in denen sie sich der eigenen Geborgenheit beinahe schämen, denken vielleicht an die Grausamkeit einer Weltordnung, die so viele, so unzählig viele dieser jungen, sanften, lieblichen und süßen Geschöpfe aufs Pflaster schleudert, sie im Wirbel niedriger Vergnügungsdienste zermalmt, sie verbraucht, beschmutzt, entseelt, um sie dann wie Kehricht hinwegzufegen.

Die Mädchen singen. Die Neunzehnjährige ist voll und aufgeblüht, und das Feuer, das in ihr schon erwacht, versengt langsam die Fäden, mit denen sie noch immer an ihre Kindheit geknüpft ist. Sie gleicht, wie viele Wiener Mädchen, einer Italienerin. Ihre Augen sind dunkel und ein wenig melancholisch. Aber wundervoll ist die Heiterkeit ihres Lächelns, des Lächelns ihrer geschwungenen Lippen, ihrer blanken, weißen Zähne, ihrer Grübchen. Daneben steht die Fünfzehnjährige, dünn und schlank, und auf dem langen runden Halse den kleinen Kopf stolz emporgehoben. Sie lodert noch von zielloser, übermütiger Kraft. Durch die langen, seidigen Wimpern flammen die braunen Augen hervor, wie zwei befeelte Topase. Und ihr Lächeln funkelt. Wenn man dieses frische, unwahrscheinlich porzellanfarbene, milchweiß und rosa überhauchte Antlitz anschaut, die kurze feine Nase, die schmale leuchtende Stirne, von der die Augen edel überschattet werden, den kleinen Mund mit der hochgeschürzten Oberlippe, dann wird man an Jugendbilder der Kaiserin Elisabeth erinnert, an Bilder aus ihrer Mädchenzeit, als sie noch Prinzessin von Bayern war.

Die beiden Mädchen singen. Törichte, banale Lieder, die draußen in der Vorstadt irgendwo auf den Straßen oder in den Schenken geboren werden. Will man bessere hören, dann muß man sie erst von ihnen verlangen, den Auerhahn, oder die Linzerischen Buama. Und dann singen sie: „. . . Wann d'r Auerhahn balzt", und: „. . . So san mir Landsleut' . ." Die Neunzehnjährige singt mit gütiger Miene, als erfülle sie aus besonderer Gefälligkeit den Leuten eine Bitte. Die Fünfzehnjährige aber hat in ihrem hochaufgerichteten Leib, in dem graziösen Bäumen des kindlichen Nackens eine Haltung von unbeschreiblichem Adel. Und wenn von den stolzgeschürzten, lächelnden Lippen ihre Altstimme, goldbraun und üppig, sich aufschwingt, dann ist es, als gewähre sie den Menschen eine Gnade.

Die Aeltere spürt schon leise den Rapport mit den Zuhörern, wird schon manchmal, wenn ein Blick sie trifft, vom Erröten der Befangenheit überflogen. Aber die Jüngere, wenn sie singt, ist wie entrückt, steht da wie in einer eigenen Atmosphäre, wie eingehüllt in den Glanz und in die Unnahbarkeit ihrer Jugend.

Nur wenn sie ihren Gesang hier und da mit einer Gebärde, mit einer illustrierenden Handbewegung ausstatten wollen, kommt die äußerste Vorstadt deutlich zum Durchbruch. Da ist dann in solchen Gesten eine falsche Anmut, etwa wie sich das Volk die Noblesse ausmalt. Und es ist in solchen Handbewegungen die vermeintliche Schönheit, wie beiläufig in den großen roten Papierblumen, mit denen die kleinen Leute ihre gute Stube zum Salon aufputzen. Wahrscheinlich würde dieses ahnungslose Gebärdenspiel das künstlerische Niveau der Kabarett-Vorstellung drücken. Den Mädchen schadet es gar nicht, es macht sie nur echter. Und im übrigen tun sie es ohnehin selten. Dafür besitzen sie eine Kostbarkeit, die man selbst bei großen Künstlern nicht immer trifft, und die nur den unverdorbenen Kindern eines alten Kulturvolkes eigen ist: sie können sich hergeben, in ihrer ganzen Fröhlichkeit, in ihrer heitern Laune, in ihrer Schönheit, in ihrer Anmut, in ihrem bereitwilligen Gesang, aber sie vergeben sich niemals etwas dabei. Ihr ganzes Wesen hält mühelos jede plumpe Vertraulichkeit von ihnen ferne. Kommt ihnen aber jemand einmal mit einem Dirnenscherz zu nahe, dann sind sie auch nicht zornig, nicht entrüstet, nicht beleidigt; sie können den Zudringlichen nur betrübt oder erschrocken ansehen, wie man jemanden anschaut, der einen Vertrauensbruch begeht, oder der eine schöne Geselligkeit zerstört. Und sie haben es im Gefühl, sich wortlos abzuwenden.

Die wienerische Landschaft rings um Heiligenstadt, an den Hängen des Kahlenbergs, im stillen, waldigen Tal von Weidling am Bach, sieht oft im Mai, von Lerchen überjubelt, von blauen Berggipfeln begrüßt und vom sonnigen Himmel überspannt, ganz genau so aus, wie Beethovens Pastoral-Sinfonie im Urzustand. Man fühlt in dieser Landschaft: Ja, hier war diese Sinfonie hingebreitet, da lag sie auf der blühenden Flur, strömte ihren klingenden Atem aus, bis der Meister hier wandelte, sie aufnahm und dieses ganze Gefilde in sein Werk schloß. Und wenn man über die Eiserne Hand zum Kahlenberg hinaufsteigt, oder von Grinzing her zum Krapfenwaldl kommt, um sich schaut und unwillkürlich ein Thema aus der Pastorale zu singen anfängt, dann scheint es, als ob diese ganze Landschaft allsogleich mit einstimmen würde. Und dann wird aus Beethoven und aus dieser Landschaft ein Ganzes, dessen göttliche Einheit wunderbar einfach und im Tiefsten mühelos zu begreifen ist. Die beiden Mädchen wieder sehen aus wie Schubert-Lieder. Man kann die Neunzehnjährige nicht anschauen, ohne daß einem irgendeine Melodie aus der Schönen Müllerin einfällt, und die Fünfzehnjährige nicht, ohne an die frühlingsklare Weise der „Forelle" zu denken. Schubert-Lieder, die in ihrem Urzustand, als liebliche junge Mädchen, in Wien umherliefen, bis der Franz Schubert kam und sie auf seinen fröhlichen Spaziergängen einfing, in ihrer unfaßbaren Anmut und ihrer lächelnden Unschuld.

Es gibt viele solche Mädchen in Wien, wie es ja auch im Wald viele Rotkehlchen und Meisen und Buchfinken gibt. Wenn man aber solch ein Rotkehlchen oder eine Meise im Vogelbauer hat, und das kleine eingefangene Wesen hebt nun im Zimmer mitten unter all dem kultivierten, künstlichen Hausrat zu singen an, dann geschieht es eben, daß man des Waldes gedenkt, seines Duftes, und seiner Freiheit. Und in dem Kabarett „Fledermaus", nach all den feinen artistischen, parfümierten Ergötzungen, um zwei Uhr nachts, in diesem kultivierten, von Zigarettenrauch und Champagnerdunst durchnebelten Saal, sind diese Mädchen wie frische Luft und wie Nachmittagssonne im Frühjahr. Aber sonst bedeuten sie nichts Seltenes. Es gibt in Wien sehr viele Mädchen wie die Schwestern Nagel. Das wächst auf, und blüht, und singt, um eines Tages wieder zu verschwinden. Und es ist eigentlich die reine Tändelei, wenn ich von ihnen rede.

Randbemerkungen.

Die Bazillenkutsche.

Als dem Kaiser der Wunsch unterbreitet wurde, er möge an der offiziellen Eröffnungsfahrt auf der Strecke Charlottenburg-Westend teilnehmen, stimmte er, wie Berliner Blätter melden, sofort zu, meinte aber: „Die Herren haben doch hoffentlich neue Wagen; in eine Bazillenkutsche setze ich mich nicht!“

Die Aeußerung des Kaisers beweist einmal wieder, mit welchem regen Interesse der Monarch den Forschungen der neueren Wissenschaft folgt. Auch die Lehre von den Bazillen ist seinem universellen Geiste nicht entgangen. Besonders bezeichnend für die Eigenart des Kaisers aber ist es, wie er Leben und Lehre miteinander durchdringt. Wir Durchschnittsmenschen sammeln zwar auch ein bescheidenes Tatsachenmaterial, indessen bleiben uns Theorie und Praxis zwei exzentrische Kreise; der Kaiser hingegen weiß seine wissenschaftlichen Erfahrungen fruchtbar zu machen; sie durchtränken gleichsam seine ganze Persönlichkeit, bestimmen sein Wollen und Handeln, und so ist er ein Kulturmensch im schönsten Sinne des abgegriffenen Wortes. Goethes Bekenntnis: „Uebrigens ist mir alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Tätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben“, ist so recht für ihn gesprochen.

Es würde gänzlich ungerecht sein, dem Kaiser vorzuwerfen, daß er zu besorgt für sein Leben sei. Wir dürfen nicht vergessen, was dies Leben für uns, für den Staat, für das Vaterland, für Preußen, für Deutschland, für die Welt, für unsere nationale und humane Entwicklung bedeutet. Der Kaiser hat nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, sich zu erhalten. Wenn Wilhelm I. sich in der Schlacht von Königgrätz so unvorsichtig exponierte, daß Graf Bismarck sein Pferd am Zügel ergreifen und es aus dem Feuerbereich lenken mußte, so können wir bei aller Bewunderung des persönlichen Mutes, den der königliche Greis bewies, seine Handlungsweise nicht rückhaltlos billigen. Der kaiserliche Enkel ist mit Recht davon durchdrungen, daß das Leben eines Monarchen gar nicht sorgfältig genug geschützt werden könne. Gewiß, es fahren täglich Hunderttausende in der Bazillenkutsche, ohne Schaden zu nehmen. Aber das sind populäre Organismen, die gegen derartige Einwirkungen bereits durch ihre ganze Lebensweise abgehärtet sind. Diejenigen, die den Bazillen zum Opfer fallen, sind zwar für einen engen Familienverband wertvoll, allein der Tod ist nun einmal unser aller Los, er muß mit Ergebung in den Willen Gottes hingenommen werden, ohne den ja kein Sperling vom Dach fällt und kein Bazillus zu wirken vermag. Den scheinbaren Widerspruch, lieber Leser, der zwischen der innigen Frömmigkeit des Kaisers und seiner Abneigung gegen die Bazillenkutsche besteht, werde ich dir gleich aufzuklären versuchen.

Wer in der Aeußerung des Kaisers die empfindsame Schonung für die Gefühle anderer vermissen sollte, der teilt eben den traurigen Standpunkt der Demokratie, vor der alle Menschen gleich sind. Diese Sentimentalität bleibt allen Gutgesinnten fern. Es gilt vor allem, mit männlichem Ernst auszusprechen, „was ist“, und ob die Vertreter der modernen Irrlehren sich durch die Anerkennung der „gottgegebenen Realitäten“ verletzt fühlen oder nicht, das kann dem Kaiser und uns gleichgültig sein. Das echte soziale Empfinden, das unser Monarch stets an den Tag legt, will nicht öde Gleichmacherei, sondern heilsame Unterordnung. Der König gleicht — so lautet der einzige Satz unserer politischen Glaubenslehre — einem alles überragenden Pic.

Es würde aber eine sehr äußerliche, eine plump materialistische Auffassung sein, wollten wir die Worte des Kaisers lediglich als das nehmen, als was sie sich geben. Niemand, der tiefer schaut, wird ihren symbolischen Gehalt verkennen. Der Kaiser will sich nicht in eine Bazillenkutsche setzen. Wer gewahrt hier nicht ein Gleichnis, das den bedeutsamsten Sinn umschließt! Ist nicht die ganze Atmosphäre unserer Zeit mit den Bazillen der Begehrlichkeit, der Auflehnung, des Nörglertums, des Unglaubens, der Vaterlandslosigkeit, kurz, der Demokratie geschwängert? Mit wenigen lapidaren Worten hat hier der Kaiser der gesamten Nation eine ernste Mahnung zugerufen. In der Form eines kategorischen Imperativs lautet sie: „Heraus, deutsches Volk, aus der Bazillenkutsche!“ Liebt es doch der Monarch, bei geringfügigen Anlässen scheinbar achtlos Samenkörner auszustreuen, aus denen eine reiche Saat hervorsprießen kann. Wenn der Kaiser hier vor der ganzen Nation auf dem Perron der Untergrundbahn gleichsam seine Lebensanschauung, seine Staatsauffassung bekundet hat, so werden Millionen Deutsche ihm geloben, sich fortan nicht in die Bazillenkutsche zu setzen, sondern treu zu Kaiser und Reich, zu Thron und Altar zu halten. Leider, leider ist ja gegen die Freizügigkeit der demokratischen Bazillen keine Handhabe

gegeben und jede Begegnung mit modernen Menschen ist eine neue Gefährdung unserer politischen Sittlichkeit. Der Kaiser, der selbst die Losung ausgegeben hat, daß wir im Zeichen des Verkehrs stehen (für welche Regung des nationalen Lebens hätte er nicht das erlösende Wort gefunden?!), ist doch weit davon entfernt, dem Götzen der Zivilisation zu huldigen, er kennt die Nachteile unserer Entwicklung, und wie die Worte des Kaisers stets Glieder einer unlöslichen Gedankenkette sind, so müssen auch diese beiden Aussprüche zu gegenseitiger Ergänzung zusammengehalten werden. Setzt euch — so etwa lauten sie dann — auch im Zeichen des Verkehrs nicht in eine Bazillenkutsche, mit anderen Worten, arbeitet rüstig im Dienst des deutschen Handels und Wandels, aber immunisiert euch innerlich gegen die Ansteckungsgefahren der Moderne.

Wie froh muß es uns alle machen, daß der deutsche Kaiser dies Wort gesprochen hat, das sich würdig dem Kranze seiner schönsten Redeblüten einflicht. Reine Luft! Das mußte in der Periode der Hohenau und Lynar vom Thron herab ertönen. Reine Luft! In dieser Forderung sind Kaiser und Volk sich einig.

Eduard Goldbeck.

Schamgefühl beim Essen.

Die separierenden Wände des Mr. Blix in Chicago, die uns Paul Scheerbart (in Nr. 12) so hübsch vorphantasiert hat, genügen meinem Empfinden noch keineswegs. Ich wünsche mich beim Essen auch vor mir selber oder vielmehr vor dem, was auf den Schüsseln liegt, nicht schämen zu müssen, und muß den Koch von Mr. Blix bitten, dessen eingedenk zu sein, wenn ich dort einmal eingeladen bin.

Daß ich wie ein Raubtier das Fleisch anderer Geschöpfe esse, weiß ich. Dies soll mir jedoch nicht allzu stark zu Gemüte geführt werden dadurch, daß mir Organe und Gliedmaßen entgegenstarren, die aufdringlich an das Tier erinnern, dem sie angehörten. Ein Hirn mit seinem feinen Adergeäst, ein Herz, die Ohren, die Zunge usw., das sind, so wie wir moderne Menschen zum Tier stehen, wahre Thyestesmahlzeiten. Ehrlicher wäre freilich, überhaupt kein Fleisch zu essen, was sich jedoch in unserem Klima und bei den an uns gestellten Ansprüchen energischer Arbeitsleistung wahrscheinlich nicht durchführen läßt. Wie man aber in den Städten die Massenabschlachtung der Tiere den Blicken der Oeffentlichkeit möglichst entzogen hat, so sollte uns bei der Mahlzeit die unerfreuliche, allzu lebhafte Erinnerung an das Geschöpf, das wir verzehren, erspart bleiben.

Die Engländer, gemäß ihrem ganzen konservativen Naturell auch an stereotypen Phrasen überreich, verfehlen niemals, wenn eine Ochsenzunge auf den Tisch kommt, den alten Witz zu wiederholen: A tongue, that never said a lie. Ein melancholischer, ja ein bitterer Witz! Da sitzen wir menschlichen Wölfe, deren halbes wo nicht ganzes Leben aus Gott weiß wie vielen Lügen sich zusammensetzt, und schlagen die Zähne in die Zunge, „die niemals eine Lüge sprach“!

Sind Schwangern gleich doch diese satten Männer,
wenn abends sie den Platz im Schauspiel füllen
und Krebs und Aal im Abgrund ihres Wanstes
bei Wachteln liegen und bei jungem Lammfleisch.
Aus diesen übertünchten Gräbern würd' es —
aus diesen Mördergruben — blöken, muhen,
in allen Tönen schnarren, piepsen, flöten,
wenn, was da ganz und halb und viertels modert,
noch Laut' und Stimme hätte ....

(„Der Heilige und die Tiere.“)

J. V. Widmann.

Parlamentarische Duelle.

Herr Diederich Hahn hat umsonst Kampfhahn sein wollen: seine Kartellträger kehrten von dem Kollegen, den er sich zum Widerpart ausersehen, unverrichteter Dinge zurück. Aber nicht darin offenbart sich der Wandel der Zeiten, daß eine Herausforderung zum Zweikampfe ganz einfach abgelehnt werden konnte, — interessant war dieser Fall aus einem ganz anderen Gesichtspunkte: hier zum erstenmal ereignete es sich, daß auf den Herausforderer ein Schein der Lächerlichkeit fiel und die Sympathien des Publikums sich ganz offen dem anderen, der das Ansinnen des Duells mit einer kühlen Handbewegung abwies, zuwandten. Daraus ergibt sich, daß die Leute in der Beurteilung des Duells nunmehr sich auf der allein richtigen Fährte befinden. Bisher galt das Duell als Unfug, nunmehr wird es als eine Narretei angesehen. Ein Unfug ist ein zähes Luder, je mehr man dagegen ankämpft, desto mehr wurzelt er sich fest. Aber die Narretei bringt sich selber um: das Lächerliche tötet niemanden gründlicher als eben sich selbst.

So redet ein Philister? Ja gewiß, dieser Einwurf trifft den Nagel auf den Kopf. Aber wenn die Romantik des „ritterlichen Ehrbegriffs“ ablehnen, gleichbedeutend mit philisterhafter Denkungsart ist, dann ist eben unser ganzes Zeitalter eine Epoche des Philistertums. So weit sind die herkömmlichen Werte der sozialen Gesittung — gottlob — doch schon umgewertet, daß man in der Heldenpose eines

Duellanten nachgerade zum Gespött aller vernünftigen Leute wird. Selbst in Frankreich, dem klassischen Lande der politischen Duelle, würde ein Paul Garnier de Cassagnac, der sich als unerschrockener Raufbold noch vor kaum vierzig Jahren eine parlamentarische Position gemacht, heutzutage einfach ausgelacht werden. Der Haudegen, der auf dem Rostrum bloß mit Argumenten ad hominem wirken wollte, wäre in unserer gründlich vernüchterten Zeit eine Witzblattfigur, sogar im hitzigeren Süden, — wie erst auf dem kühlen deutschen Boden, wo kein Verstand, so gering er auch sei, das angeborene Recht hat, mit dem Temperament durchzugehen.

Das parlamentarische Duell aber hat den Vorzug, noch viel einfältiger als alle übrigen zu sein. Die Herren Parlamentarier besitzen das öffentlichrechtliche Vorrecht der Immunität. Weh dem, der ihre Redefreiheit anzutasten wagt. Er vergreift sich mit frevelnder Hand an einer grundlegenden Bürgschaft der konstitutionellen Freiheit. Und diese Immunität, die den Land- und Reichsboten gegen die höchsten Staatsgewalten schützt, sie sollte ihn nicht gegen die „ritterliche" Raufluft seiner gesetzgebenden Kollegen feien können? Ein Gesetzgeber, der seinen politischen Gegner aus der parlamentarischen Arena, wo er ihn nicht zu bezwingen vermocht, auf den Mensurboden nötigen möchte, legt mit eigener Hand eine Bresche in den Wall jenes öffentlichen Rechtsschutzes, der als einzig wirksame Gewähr legislatorischer Unabhängigkeit errichtet wurde und ohne den der ganze Parlamentarismus zu einer Farce hinabsinken würde. Ein Parlament, das gesunden Sinn für die eigenen Existenzbürgschaften hat, sollte, so wie ihm ein solcher Fall unterkommt, sofort die Aufhebung der Immunität des herausfordernden Abgeordneten beschließen und aus eigener, feierlicher Initiative seine strafrechtliche Verfolgung beantragen. In England, wo die Wiege des Immunitätsrechtes stand, würde solches ohne Zaudern stattfinden, wenn dort das Duell nicht schon seit unvordenklicher Zeit in der Rumpelkammer gründlichst totgeschlagener gesellschaftlicher Einrichtungen läge.

Entsinnen wir uns recht, so wird die interparlamentarische Konferenz heuer in Berlin tagen. Wir wüßten für sie eine dankbare Platform, auf der sie endlich mal etwas Nützliches vollbringen könnte. Ohnehin hat diese illustre Körperschaft seit ihrem Bestande nichts geleistet als tönende Reden und glanzvolle Festmahle, glanzvolle Festmahle und tönende Reden. Als sie ins Leben gerufen wurde, stellte sie sich das hehre Ziel, ein beständiges Organ der Friedensliebe der Völker, eine Pflegestätte der internationalen Verbrüderungsidee zu werden. Und merkwürdig genug, nie hat es noch so viele Kriege gegeben, als seit dem pitohablen Bestande dieser Körperschaft. Wir hatten seither den türkisch-griechischen, den chinesisch-japanischen, den britisch-südafrikanischen, den amerikanisch-spanischen und den schrecklichsten unter allen, den russisch-japanischen Krieg. Wäre die interparlamentarische Konferenz schuld an dem Ausbruch dieser Feldzüge, man könnte sich über sie empören, aber sie auslachen müßte man wenigstens nicht. Nein, wahrhaftig, verschuldet hat diese erlauchte Körperschaft all dies Blutvergießen nicht. Aber auch zu verhüten hat sie es nicht vermocht. Das menschenfreundliche, von Friedensliebe überquellende Herz wollte ihr im Leibe vor Wehmut brechen, — aber nicht einen Finger hat sie gerührt, nicht ein Wort des Protestes hat sie gewagt, um so düsteres, so reiches Unheil abzuwehren. Sie hatte Maulaffen feil, während die Völker aufeinanderschlugen.

Ich muß sagen, nie ward einem großartigeren Ziele mit geringerem Erfolg und mit empörenderer Lässigkeit gedient, als in diesem Falle. Und nichts Drolligeres kann ich mir denken, als diesen hochansehnlichen Areopag der weltbeglückenden Politik der Friedensliebe, der alljährlich einmal in den kurzen Zeitintervallen zwischen einem halben Dutzend von Festgelagen und sonstigen solennen Veranstaltungen salbungsvoll und gravitätisch die Friedensschalmei bläst, um dann — re optime gesta — auseinanderzugehen und daheim in olympischer Seelenruhe alle Kriegskredite zu votieren. Lebte Offenbach noch, der Spötter mit dem graziösen Henkerwitz, das gäbe eine Operette, worüber die Menschheit sich den Buckel wund lachen müßte.

Das parlamentarische Duell ächten und durch grausamste Brandmarkung abschaffen, — das wäre nun die Platform, auf der die interparlamentarische Konferenz endlich etwas Heilsames zu wirken vermöchte. Ihr wolltet Frieden stiften unter den Völkern? Das ging, wie ihr seht, über eure Kraft. Aber daß die Gesetzgeber eines und desselben Volkes im Rahmen ihrer politischen Tourniere niemals zur ultima ratio greifen sollen, — das zu bewirken, muß doch wahrlich keine unlösbare Aufgabe sein. Es gehört dazu bloß ein feierlicher Beschluß, in dem ausgesprochen würde, daß ein Gesetzgeber, der politische Differenzen mit der Waffe austragen will, ehrlos sei und von den Gesetzgebern aller Länder als ein Frevler an der Friedensidee und an den Freiheitsrechten der Nation geächtet werde.

Ob eine solche Resolution, wenn sich jemand

findet, sie zu beantragen, angenommen würde? Ich glaube wohl. Aber ob hernach unter denselben Männern, die sie votierten, sich nicht manche finden werden, die, wenn es ihnen paßt, es dennoch auf eine Duellforderung ankommen lassen, dafür möchte ich die Hand keineswegs ins Feuer legen.

Dazu kenne ich die Körperschaft viel zu gut. Gehör ich ihr ja seit manchem Jahre an.

Viator.

Theater und Mode. Von Helene Volchert-Lietz.

Theater und Mode stehen in innigem Zusammenhange miteinander. Von der Welt des schönen Scheins zu der des oft trügerischen Scheinens findet in Toilettensachen eine rege geistige Befruchtung statt. Bekanntlich ist die Pariser Bühne die Hauptversuchsstation der großen Kostümkünstler. Von dort herab lancieren sie die Eingebungen ihrer Kleider-Muse, die sie sich oft nicht wenig kosten lassen. Bezieht doch in Paris so manche Schauspielerin ihre fürstliche Bühnengarderobe völlig umsonst, einzig und allein als Gegenleistung dafür, daß sie sich zum deklamierenden, agierenden, posierenden Mannequin hergibt. In der Regel glückt auch die Finanzoperation. Das von dem und dem renommierten Hause luxuriös bekleidete Stück, das mit einer Wenigkeit fadenscheiniger Handlung und viel falschem Pathos abgefüttert ist, kann ruhig durchfallen. War der Griff sonst nur ein glücklicher, so regnet es darum doch Bestellungen auf diese oder jene besonders gelungene Fasson, und die Auslagen machen sich reichlich bezahlt.

Die Sterne erster Größe haben es natürlich nicht nötig, sich derart vor den Siegeswagen der Toilettenkönige spannen zu lassen. Sarah Bernhardt und besonders die Réjane komponierten sich in ihrem mit Spiegelscheiben bekleideten Allerheiligsten nicht nur ihre Gesten und Attitüden, sondern auch ihre Toiletten zusammen. In jüngeren Jahren nutzte die Réjane ihren weitgehenden Einfluß in Modedingen sogar dahin aus, daß sie den Schneiderfürsten ins Handwerk pfuschte und im eigenen Atelier für die Berliner Damenwelt arbeiten ließ. Als besondere Vergünstigung durften bei den Anproben die in ihrer Art einzigen Beleuchtungseffekte dieses Spiegelsalons in Aktion treten. Die Damen konnten selbst entscheiden, ob ihre Toiletten auch allen Situationen gewachsen seien, ob deren Schönheit bei Monden- oder bei Sonnenlicht, bei Schneeschein, elektrischem Licht oder der roten Glut einer Feuersbrunst am besten zur Geltung komme — oder je nachdem auch einbüßte. Daß solche vom Licht poetischer Verklärung umstrahlte Kleider nicht mit dem vulgären Maße gewöhnlicher Kreise gemessen werden konnten, verstand sich von selbst.

Sarah Bernhardt und Eleonore Duse dagegen nehmen eher die Stellung von Klassikern unter den Dichtern von der Nadel und Elle ein. Ihre Modeschöpfungen machen keine Schule, oder wenigstens nur ausnahmsweise, wie seinerzeit Sarah Bernhardt's Aiglon-Jackett. Im ganzen genommen ist die persönliche Note in diesen Gewändern zu groß, sie sind zu sehr auf Elite-Erscheinungen abgestimmt, an denen keine unschöne Bewegung die Harmonie des Linienflusses, den Adel der Plastik zerstört, als daß sie sich so ohne weiteres auf Durchschnittspersönlichkeiten übertragen ließen. Beide Künstlerinnen verwirklichen in gewissem Sinne das Ideal, dem die moderne Mode zustrebt: die Individualisierung der Tracht, die eine viel höhere persönliche Kultur voraussetzt, als heute im allgemeinen bei Durchschnittsfrauen gefunden wird, nämlich die Kultur des Schönheitsgefühls und der ästhetischen Darstellung der eigenen Person. Beide Künstlerinnen bleiben daher in der Hauptsache unnachahmlich. Ob Sarah Bernhardt mehr die raffinierten, äußeren Toiletteneffekte bevorzugt, in denen sich die wundervoll geschmeidige, bisweilen an die der königlichen Katzen erinnernde Grazie ihrer Bewegungen offenbart, oder ob Eleonore Duse bei der großen Verinnerlichung ihrer Kunst die raffinierten Schneiderkünste verschmäht und sich nur in klassisch einfachen, fließenden, lose wallenden Gewändern darstellt, die nicht durch herausfordernde Pracht das Auge von dem beseelten Spiel ihrer Mienen und Gesten und deren Einfachheit sie zum Symbol verklärt von der Inferiorität alles leblosen Sachenkrams gegenüber der geheimnisvollen sieghaften Schönheitsgewalt einer großen Seele.

Augenblicklich heimst ein Stück des Theaters der Porte Saint-Martin außer den literarischen auch reiche Toiletten-Lorbeeren ein. Die düster-sensationelle Episode französischer Geschichte, auf der es fußt, dient den Prachtanzügen als effektvolle Folie, und dank der Suggestion, die die Rollen der Hauptdarstellerinnen auf ein empfängliches Publikum ausüben, und ihrer Schönheit, beginnen diese Kostüme die heutige Mode zu beeinflussen. Welche ehrgeizige und prunkliebende Dame gefiele sich wohl nicht in der Vorstellung an eine Montespan heranzureichen, wenn sie ein Kleid anlegt, wie es Mlle. Darthy, die schöne gefeierte Darstellerin der stolzen Geliebten Ludwig XIV. in L'affaire des poisons von Victorien Sardou trägt. Zudem hat die moderne

Schneiderkunst ihr möglichstes getan, uns den damaligen Stil mundgerecht zu machen, der augenblicklichen Moderichtung zu nähern und da die Schnebbentaille, sowie die Louis XV. und -XVI.-Elemente schon darin vorhanden sind, so konnte man ohne Gewaltsamkeit leicht noch ein paar Dezennien weiter bis auf die Zeit des Sonnenkönigs zurückgreifen.

Der erste Akt bietet uns keine eigentlichen Modeoffenbarungen, denn er spielt im Amtszimmer des Pariser Polizeichefs unter lauter Männern, denen der Abbé Griffard die Spur einer ganzen Sündflut von Giftmorden aufdeckt. Im zweiten Akt können wir Mlle. D'Ormoize, Gesellschaftsdame der momentanen Flamme des Königs, der schönen Fontange in einer sentimentalen Robe aus zartblauer Seide bewundern. Die hohe, glatte, fast schmucklos wie der Rock gehaltene Schnebbentaille deckt oben ein breiter einfacher Spitzenkragen. Ganz diskret sind die mehrfach gerafften, halblangen, unten in Spitzenvolants ausfallenden Aermel, oben von spanischen Schlitzen durchbrochen, aus denen kleine weißseidene Puffen herausquellen. Die ganze Erscheinung ist ein Bild naiver Unschuld, die sich in ihrem ratlosen Schmerz bei der gefährlichen, Liebestränke brauenden, genial-verbrecherischen Wahrsagerin Voisin Hilfe holt. Denn der Geliebte der Mlle. D'Ormoihe hat sein wankelmütiges Herz soeben der schönen Fontange zu Füßen gelegt. Nebenbei gesagt, eine sehr riskante Dummheit dieses unerfahrenen jungen Mannes.

Wie die blaue Unschuldsseide ihres Gewandes plötzlich zürnend und entsetzt aufrauscht, als die tückische Voisin ihr einen ihrer Gifttränke als Heilmittel anpreist. Aber als sie aus der Höhle des Verbrechens fortstürzt, wird sie unglücklicherweise von Kavalieren des Hofes gesehen, die einige Vertrautheit mit diesem berüchtigten Ort verraten. Ganz am Ende des Aktes, als die Luft wieder rein ist, erscheint Mme. de Montespan in Herzensnöten, um sich Liebespulver zu holen, mit deren Hilfe sie den treulosen König von der schönen Fontange fortzulocken hofft. Von der düster-grell sinnlichen Farbenpracht des Prunkgemachs hebt sich die in die Farben der Hoffnung gekleidete wunderschöne Maitresse des Königs wie eine Lichterscheinung ab. Durch das in lange Locken aufgelöste goldblonde Haar schlingen sich Perlenschnüre. Kaum daß der Ansatz des viereckigen Ausschnitts die edlen Linien des Halses, der Schultern unterbricht, während das in Form eines nach unten gerichteten Herzens geschnittene plastronartige Vorderteil der Schnebbentaille die Schmiegsamkeit der Figur hervorhebt. Die offenen, ihre Arme nur mäßig verhüllenden Aermel mit den langen, herabhängenden Spitzenvolants geben der Gestalt etwas Priesterinnenartiges, das sich auch in der weich ausfallenden Schleppe des Gewandes ausspricht, höchstens daß die weichen Stickereien diese Wirkung zum Teil wieder lähmen. Das sanfte Anschwellen der Farben von oben nach unten, mit dem Hauptakzent auf dem sehr tiefen Ausläufer der Schleppe, ist von glücklicher Wirkung. Vielleicht hätte ich gewünscht, daß über diesem Teil eine leichte staubartige Tönung, zuletzt ins Schwärzlich-Dunkle übergehend, symbolisierte, wie ein bis dahin fleckenloses Weib, sobald es auf verbotenen Wegen wandelt, unwillkürlich, unentrinnbar sich mit Schlamm und Staub besudelt.

Das Dämonische ihrer Gegenspielerin, der gewissenlosen, hab- und genußgierigen Giftmischerin, kommt in ihrer wilden schwarzen Lockenpracht äußerlich wohl einigermaßen zum Ausdruck. Zwar der sehr, ja zu tiefe Ausschnitt markierte das üppige Wesen dieses Weibes recht gut. Aber das allzu steife, schwere Emporstreben des Oberkörpers aus einer zu tiefen Schnebbe, die ihn unschön, über den goldenen Schnitt hinaus verlängerte, die schwerfällige, ungegliederte Rundung der Aermel, die an Kürbisformen erinnern, ferner die in ihrem Fall (Faltengewoge) durch allzu massige Palmetten- und Rankenstickereien behinderte starre Seide des Rocks nehmen dieser ganzen Erscheinung das Schlangenartige, und bringen ein Element etwas derber Gemütlichkeit hinein, die nicht nur unbeabsichtigt war, sondern auch gänzlich außerhalb der Rolle liegt. Der größte Fehlgriff ist aber wohl der mangelnde Gegensatz in Farbe und Tönung des Gewandes zum Kostüm der königlichen Klientin.

Wie ganz anders und ungleich eindrucksvoller hat z. B. der Maler Burne Jones eine ähnliche Aufgabe in seiner „Circe" gelöst, von der ein englischer Kritiker sagt, daß es sogar in dem tiefen Schwarz und Gelb der unschuldigen Sonnenblumen, mit denen sie ihr Gemach schmückt, wie Gift und Verderben liegt, und das unruhig schillernde dunkle Gewand der einen Zaubertrank brauenden Circe Geheimnis und Gefahr ausstrahlt. Ist es denkbar, daß eine Frau, die in jener Kostümierung mehr den Eindruck einer etwas pikanten, aber sonst harmlosen Bürgersfrau macht, die „stolze Vaothi", die Geliebte des Königs, dahin bringen wird, ihre Liebespulver, um sie wirksamer zu machen, auf einer sakrilegen Teufelsmesse zu weihen und dabei, nur mit einer Maske bekleidet, als lebendiger Altar zu dienen?

Der folgende Akt, das Fest zu Versailles in der Grotte der Thetis, ist eine Orgie strahlender Toiletten, in der Mme. de Monte-

spans rosenfarbene Damastrobe mit ihren schweren, perldurchwobenen, silbrigen Passementerien den höchsten Glanzpunkt darstellt. Ihr rund ausgeschnittenes Corsage wird, bis zu der Schleppe des vorn geteilten Ueberkleides herab, sorgfältig, den Proportionen entsprechend, von einem förmlichen Brillantfeuerwerk an Besatz-Motiven überrieselt. Auf den rosa Ueberärmeln, unter denen weiße Spitzenkaskaden herausfallen, löst sich die Wucht der Passementerie-Auflagen in leichtere Seiden- und Silberfadenstickerei sowie Perlengehänge auf, während das matte Weiß des echten Spitzenstreifens um den runden tiefen Halsausschnitt herum einen ruhigen, indifferenten Uebergang zu dem alle diese Nuancen überstrahlenden Fleischton der Büste bildet. So in Schönheit prangend, auf der Höhe ihrer Macht und ihres Glücks, ahnungslos, welche Falle ihr Griffard stellen wird, plaudert sie, anmutig in ihrem Sessel aufgelehnt, mit dem Abbé, der, — erregt durch den Klang ihrer Stimme, sich das Hirn mit der Frage zermartert, ob er hier wohl die maskierte Dame zu suchen habe, die er beim Teufelsgottesdienst in ihrer prachtvollen Nacktheit bewundert hat. Es ist ein Bild, in dem der ornamentale Toilettenreiz mit dem psychologischen der Szene fein zusammenklingt.

Weniger modische Sensationen bieten dagegen die Szenen der Enthüllung und des Sturzes der Mme. de Montespan, sowie die glückliche Versöhnung der Mlle. D'Ormoiye mit dem Geliebten ihres Herzens, höchstens, daß die Kleider der Hofdamen, vereint mit der langen Rückenschleppe, die jetzt vorbildlichen Panniers aufweisen. Außerdem interessiert vielleicht noch die Toilette der Mlle. Desoillets, die zum Gefolge der Mme. de Montespan gehört, und deren falsche Aussage die arme Unschuld Mlle. D'Ormoiye in so große Ungelegenheiten bringt. Hier ist das Wesen der Rolle auch im Kostüm gut gewahrt. Das dunkle Ueberkleid, das sich auch in der vorschriftsmäßigen Schnebbe fortsetzt, und in dem ein heller Streifen aus Bandschlupfen die Trennungslinie bezeichnet, fällt vorn lose über einem hellfarbenen Moireekleid auseinander. Der mit der Spitze nach unten gerichtete helle, mit Schleifen und Guipure dekorierte Einsatz, sowie die prächtigen Guipure-Aermel verleihen dem Anzuge etwas Festliches inmitten all der leichten Erscheinungen, ohne mit dem dargestellten leichtspurig perfiden Charakter in Widerspruch zu geraten. —

Eine Anregung, die in prinzipieller Hinsicht für die Frauentoilette der Zukunft vielleicht noch von weit tieferer Bedeutung ist, gab kürzlich eine amerikanische Tänzerin, die ihr Inkognito nicht lüften wollte, auf einer Matinee im Hohenzollern-Kunstgewerbe-Museum mit den Schleierstoffen des Malers Mariano Fortuny. Weißer, nebelartiger Chiffon war hier mit handgedruckten altgriechischen Motiven geschmückt, die ein schwacher Abglanz uralter, verklungener und wiederauferstandener Herrlichkeiten aus den Ausgrabungen in Knossos sind, einer Stadt auf Kreta. Wie die Tänzerin die weißen Wogen zusammenraffte, graziös bauschte, in schwebendem Rhythmus niederfluten, ihre sehnig schlanke, hüftenlose Gestalt von einem stetig sich auflösenden und wieder formenden Faltenregen umwallen ließ, war ein ebenso eigenartiges als fesselndes Schauspiel. Denn aus diesen Toilettenmotiven entwickelten sich zu leise wiegenden und schwingenden Melodien reizvolle Tanzpantomimen. Bald gab eine Sortie de bal den Anlaß zu einer Symphonie ruhiger Pas und Bewegungen von wunderbarer Harmonie. Bald entspannen sich aus einer Matinee eine Fülle reizender Genrebilder, wie sie eine in die Mysterien der Toilette vertiefte schöne Frau unbewußt dem Künstlerauge darbietet. Und dann die Szenen mit dem Spiegel! Dieser mannigfach bewegte, entzückende Flirt mit dem eigenen holden Bilde, dieser allmählich sich steigernde Rausch des Hasche- und Versteckspiels mit sich selber, der in eine Ekstase hinreißenden Triumphes ausklang.

Spanische, venetianische, orientalische Tanzvisionen steigen aus einem Meer flimmernden Lichtes in meiner Erinnerung dabei auf. —

Allerdings darf sich wohl kaum ein anderer Stoff so hoher Bildsamkeit rühmen, wie dieser hauchartig dünne Chiffon. Ob Schleier, Kopfhülle, Schal, Mantille, Gewand-Ueberwurf, Spielzeug neckischer Laune, Liebeswaffe, Schild tändelnder Koketterie, immer läßt dies Gewebe ahnen, daß seine Verwandlungskünste damit noch lange nicht erschöpft sind.

Um diese Fortuny-Schleier für die moderne Toilette wirklich fruchtbar zu machen, müßte unsere Frauenwelt allerdings die Kunst der schönen Faltendrapierung wiedererlernen, in der die vornehmen Griechinnen und Römerinnen Meister waren. Dann erst dürften wir von einem Anfang individueller Kostümierung sprechen. Hierbei möchte ich mir die ketzerische Bemerkung gestatten, daß der Gipfelpunkt der Schönheit, streng genommen, erst erreicht werden kann — und alle Bildhauer und Maler werden mir darin Recht geben — wenn diese Schleierstoffe auf nackten Körpern, statt wie bei der amerikanischen Tänzerin auf einem weißen Spitzenkleide, drapiert werden.

Aber die Künstler sind nun einmal Träumer im Reich des Ideals, bestenfalls einer unabsehbar fernen Zukunft.

Zum Abschied.

(Mel.: Wohlauf noch getrunken . . .)

Wohlauf nun, zieh zu die
Gardinen und wein'!
Ade, Herr von Tschudy,
geschieden muß sein.
Ade nun, ihr Bilder
im Lustgartenhaus.
Man treibt in die Ferne
dich mächtig hinaus,
hinau—hau—aus!
:/: Tschudy fallera, Tschudy fallera,
Tschudy fallerallera. :/:

Bist du der Direktor
im kunstbunten Saal,
so wünscht dein Protektor
dich deutschnational.
Deutsch sei dein Empfinden,
was welsch ist, sei roh! —
Deutsch seien die Künstler,
deutsch jedes Tableau.
Tableau—oho!
:/: Tschudy fallera, Tschudy fallera,
Tschudy fallerallera. :/:

Die Impressionisten
sind ohne Geschmack.
Wir lieben als Christen
den glänzenden Lack,
das strahlende Deutschtum —
— juchheirassassah! —
und lehren den Bürger
Respekt und Hurrah!
Hurra—aha!
:/: Tschudy fallera, Tschudy fallera,
Tschudy fallerallera. :/:

Du hast, Herr von Tschudy,
gefrevelt — und wie!
Nun lasse in Ruh' die
Tableau-Gallerie.
Kultur wolltst du züchten,
den Drill triebst du aus.
Drum schickt man auf Urlaub
dich mächtig hinaus —
hinau—hau—aus!
:/: Tschudy fallera, Tschudy fallera,
Tschudy fallerallera. :/:

J. Diot.

Reichstagsfrühling.

Der Frühling beginnt zu grünen,
die ganze Welt erwacht,
nur auf den Reichstagstribünen
wünscht man sich gute Nacht.
Des Volkes erwählte Boten
lesen schon wieder Etat.
Die Blöckler, die Schwarzen und Roten
bemüh'n sich um Afrika.
Der Neger schmort Missionare
in unverdorb'ner Natur.
Wir aber bringen ihm Ware,
Soldaten und deutsche Kultur.
Und daß es an nichts ihm fehle,
bestätigt Herr Erzberger fromm
ihm die unsterbliche Seele,
mit der er zum Himmel komm'.
Da draußen beginnt's zu grünen, —
der Frühling, der Frühling erwacht.

Auf den Schornalistentribünen —
— unsterbliche Seele! — wer lacht?!
Aus Gröbers begnadeter Kehle
„Saubengels!" brüllt es hinauf.
Bei der unsterblichen Seele
hört die Gemütlichkeit auf.
Die Schornalisten entweichen
entrüstet und mit Eklat,
und unregistriert verstreichen
die Reden zum Reichsetat.
Oh, daß es doch immer so bliebe
im deutschen Vaterland;
wir nähmen mit viel mehr Liebe
die Tagesblätter zur Hand.
Wir jauchzten aus fröhlicher Kehle:
„Das hat in kindlichem Wahn
mit seiner unsterblichen Seele
Herrn Erzbergers Nigger getan."

J. Diot.

Aus dem Musikleben.

Auf dem Titelblatt der Jubiläumsschrift, die Richard Sternfeld dem Philharmonischen Chor zur Feier seines 25 jährigen Bestehens zueignete, steht als bedeutungsvolles Symbol der monumentale Anfang des Kyrie aus der Bachschen H-moll-Messe, jene wie aus Felsen gehauene Eingangspforte zu dem größten Wunderwerk Bachscher Polyphonie. In der Tat: In Bach liegt die Größe und Eigenart dieses exzellenten Chors; im Zeichen des Thomaskantors schritt er von Sieg zu Sieg, und der ihn zu diesen Erfolgen führte, ist sein Gründer und Leiter: Siegfried Ochs. Freilich es war kein leichtes Mühen; galt es doch den Kampf zu bestehen mit dem Schlendrian der Musiker und der Gleichgültigkeit der Masse.

Bachaufführungen waren in Berlin zur rechten und schlechten Gewohnheit geworden. Im Fahrwasser einer ruhigen Routine, der alten Tradition gemäß, erklang alljährlich um das Osterfest die Matthäuspassion. Der Vorgang spielte sich stets vor demselben, traditionell festgelegten Publikum ab, ohne weitere Wellenkreise zu ziehen. Da platzte Ochs im Jahre 1895 mit einer Aufführung der H-moll-Messe herein, die wie eine Offenbarung wirkte. Daß das Resultat der 123 Proben ein außergewöhnliches sein mußte, liegt auf der Hand. Und weil in dieser Wochenschrift der Name Ochs zum erstenmal genannt wird, mag es am Platze sein, mit einigen Worten auf die Eigenart dieses Künstlers hinzuweisen. Ochs ist der Chortechniker par excellence, und speziell dieser Umstand bildet die Erklärung für seine ungeheuren Erfolge. Als begeisterter Verehrer Hans von Bülows konnte er seine Bewunderung für das große Dirigentengenie am besten dadurch wirksam in die Tat umsetzen, daß er den vokalen Apparat als großes Instrument behandelt, dem er die differenzierten Ausdrucksmöglichkeiten des Orchesterkörpers abzugewinnen versteht. Daß Ochs diese Tendenz speziell an Bach durchsetzt, ist sein größtes Verdienst. Die in der Schule einer gedankenlosen Tradition erstarrten Chöre Bachs tauen zu neuem, blühenden Leben auf, wenn sie Ochs mit seinem glühenden Impuls durchdringt. Er kommt seinem Bach mit allen Finessen einer klug erwogenen Dynamik bei, die nicht nur mit der stilistischen Eigenart sich deckt, sondern auch aus den untersten Tiefen des Ideen- und Stimmungsgehaltes hervorgeholt erscheint. Es ist also kein modernisierter Bach, den Ochs darstellt, wenn er zwischen forte und piano unzählige klangliche Nuancen konstruiert, die auf den verschiedensten Kombinationen der Stimmen in ihren Stärkegraden untereinander beruhen. Ein Hauptvorzug seiner Diktion ist die ungeheure Klarheit, mit der er das scheinbar unentwirrbare Tongewebe erstehen läßt. Diese Deutlichkeit erzielt er dadurch, daß er die Sänger zwingt, jedes Glied der gefürchteten Bachschen Tonketten haarscharf herauszuheben. Hinwiederum sind es klug angebrachte, kurze Zäsuren, die dem Sänger die Möglichkeit geben, jede Note ihrer Bedeutung gemäß zu beachten. An Beckmessern, die wütend die Tabulatur schwangen und über Entweihung des Bachschen Geistes zeterten, die die dynamischen Gradationen als Maniriertheit auslegten, und denen eine bewußt kraftvolle, kurzatmige Deklamation beinahe parodistische Wirkungen zu erzielen schien, hat es auch hier nicht gefehlt. Was schadet's!

Der letzte Kantaten-Abend, der den äußeren Anlaß zu diesen Ausführungen bildet, zeigte alle die erwähnten Vorzüge im hellsten Lichte. Außer der Nachschaffung der hohen Messe hat sich Siegfried Ochs ein nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst um die Entdeckung und Neubelebung der Bachschen Kantaten erworben. Von den annähernd 400 Kantaten, die Bach geschrieben, sind leider nur noch ca. 200 erhalten. Unter diesen erhabenen Denkmälern Bachscher Gedankentiefe und höchst entwickelter künstlerischer Architektur Umschau zu halten und das Beste unserer Zeit wiederzugewinnen, ist die vornehmste und schönste Aufgabe des Philharmonischen Chors und seines Leiters. Von diesen Aufführungen geht ein wahrer künstlerischer Segen in die Lande, da die Initiative in den Musikzentren der Provinz köstliche Früchte zeitigt.

In den seit dem Jahre 1901 veranstalteten Kantaten-Abenden hat der Philharmonische Chor nicht weniger als 15 derartige Werke, verschiedene darunter in mehrfacher Wiederholung, zu Gehör gebracht. Diese straff einheitlich ausgestalteten, den höchsten und reinsten Stil darstellenden Aufführungen, die, kraft der ungeheuer vielseitig ausgebildeten Ausdrucksfähigkeit Bachs, immer Neues und Interessantes bieten, haben sich zu einem der wichtigsten Faktoren im Berliner Musikleben ausgebildet. Das bewies wiederum das eben erwähnte Konzert, in dem zunächst die nach damaligen Maßstäben mit unerhört kühner Realistik ausgestattete Kantate „Ihr werdet weinen und heulen" großes Interesse wachrief. Zwei besonders auffallende Momente bilden der mit verblüffenden Tonmalereien — im Orchester verwendet Bach eine Pikkoloflöte — ausgestattete Eingangschor, an dem die thematischen Umkehrungen wieder das erstaunlichste Beispiel Bachscher Kontrapunktik sind. Der den

krönenden Abschluß des Werkes bildende Choral erschien in der Interpretation durch Ochs als ein Meisterwerk dynamischer Aufbaukunst. Ein Novum bildete ferner die Kantate: „Es erhub sich ein Streit", deren bester Teil ebenfalls der gewaltig ausladende Anfangschor ist. Die alte Misere des Mangels an Solisten, die sich den Bachstil zu eigen gemacht haben, führte eine anfänglich unliebsam empfundene Programmstörung herbei. Bei dem Hauptsolisten des Abends, Professor Meschaert, haben sich die Konzertabsagen in den letzten Jahren zu einem chronischen Uebel herausgebildet, das dadurch noch verschärft wird, daß Meschaert seine Verhinderung sehr oft erst im allerletzten Augenblick ansagt. Dieser Mißstand brachte die Zuhörer um den Genuß von zwei ebenfalls bisher unbekannten Kantaten. Dafür sprang der Chor mit verblüffender Geistesgegenwart ein und brachte — ohne Probe — zwei früher aufgeführte Werke zu Gehör, einmal die gigantische, siebenstrophige Osterkantate „Christ lag in Todesbanden" und sodann den doppelchörigen Torso „Nun ist das Heil", beides eine Kraftprobe allerersten Ranges, die restlos bestanden wurde.

In derselben Woche erschien ein Musiker am Pult des Philhamonischen Orchesters, der nichts weiter als ein Priester seiner Kunst, der Künder des Gedankens großer Meister sein will: Felix Mottl. Auf den ersten Blick bot der Abend so gar nichts außergewöhnliches. Auf dem Programm: Beethoven und Wagner. Alte und allbekannte, gerade an dieser Stelle zum Ueberdruß abgeritteene Paradepferde. Dazu der normale Bestand des Unterhaltungskonzertorchesters, dem der stark besetzte Streichkörper fehlte. Aber der einfache, jeder Pose und jeder Tüftelei abholde Mann aus München, der nur Musiker sein will, wirkte Wunder. Und wenn ich auch auf die Beifallsrasereien des Publikums, das solche Orgien oft ganz unmotiviert inszeniert, sonst nichts gebe, diesmal war das Recht auf seiner Seite, denn der Mottl-Abend darf ohne weiteres als der Höhepunkt nicht nur der dieswinterlichen Instrumentalkonzerte gelten. Egmont-Ouvertüre, Eroica, Tristanfragmente und Tannhäuser-Ouvertüre bildeten die Etappen des denkwürdigen Konzertes. Wer da Kraftexplosionen, Gefühlsausbrüche erwartete, sah sich enttäuscht. Was sich da offenbarte, war ein Triumph des Pianos, ein wonniges Singen und Klingen, und die Ueberraschung des Abends bestand darin, daß der Mann, der das Erbe Wagners so treulich zu hüten berufen, mit Beethoven die tiefsten Eindrücke erzielte. Freilich wurde er von den Philharmonikern glänzend sekundiert. Man hat die Eroica in rein technischer Hinsicht selten so tadellos gehört. In den Holzbläsern dominierte eine prächtige Noblesse des Tons, und die gefürchteten Fanfaren der Hörner im Scherzo stiegen rein und schlackenlos empor; im Trauermarsch ein unsagbar inniger Zwiegesang zwischen Geigen und Oboe, ein wunderbar zartes Piano, dessen leiseste Vibrationen noch warm beseelt klangen; dazu als prachtvoller Gegensatz der brausende Jubel des Finales. Mannhaft, kernig, gefühlstief, ohne weichlichen Einschlag, so muß die Eroica gespielt werden; so hat sie der Meister gedacht, so empfindet sie Mottl nach. Und sein Wagner: Bei Isoldens Liebestod mußten diesmal die beliebten Schlagworte von der Gefühlsraserei, vom krankhaften Ueberschwang und wie sie alle heißen, verstummen. Was Mottl da erstehen ließ, war von edel geformten Linien umschlossen, alles mehr von einer objektiven Ruhe diktiert, eine von irdischer Leidenschaft abgewandte Verklärung. Die größte Ueberraschung brachte die Tannhäuser-Ouvertüre mit ihrer nach Bayreuther Tradition gehaltenen Temponahme. Mottl läßt das Preislied der Venus in auffallender Breite und Wucht daherschreiten und nimmt dadurch jedenfalls auch den Bösmäuligsten den Vorwand, das Lied als eine Art feinerer Gassenhauer einzuschätzen. Jedenfalls war die Tannhäuser-Ouvertüre in Mottls Interpretation kein Biergarten-Konzert-Potpourri.

Der bayerische General-Musik-Direktor ist in Berlin gefeiert worden, wie kaum einer vor ihm. Und diese Ovationen sind dem Künstler besonders zu gönnen, weil auch er am eigenen Leibe erfahren mußte, welche Schandtaten Neid und Mißgunst zu gebären imstande sind. Sie haben seinen Namen in den Schmutz gezogen, ihm die Fetzen vom Leibe gerissen; er aber brauchte das Licht nicht zu scheuen; die Verleumder zogen sich scheu in die Ecke zurück, und heute steht der Mann größer als je da, der Stolz des Instituts, dessen Ruhm er kräftig mehren zu helfen geeignet ist.

Mottl hat mit seinem musikalischen Weitblick auch die Bedeutung eines Künstlers erkannt, der noch heute vielfach nicht die Würdigung erfährt, die ihm, seinen Tendenzen und Werken zukommen sollte.

Ich rede von Hector Berlioz, dessen „Episode aus dem Leben eines Künstlers" im letzten Konzert der „Gesellschaft der Musikfreunde" in seiner Gesamtheit (Phantastische Symphonie und Lelio, oder die Rückkehr ins Leben) zur ersten Berliner Aufführung gelangte.

„Jamais plus intense douleur n'a rongé un cœur d'homme. Je suis au septième cercle de

l'enfer." Diese Worte des Komponisten spiegeln die Stimmung wieder, aus der heraus die beiden Teile des gigantisch angelegten Werkes verstanden werden müssen. Wenn man die damaligen krausen Lebensschicksale Berlioz' in ihren einzelnen Phasen verfolgt, so wird die ganze Exaltation, besonders der Lelio-Szenen durchaus verständlich. Die Komposition stammt aus dem Anfang der dreißiger Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Damals wurde Berlioz von einer Liebesintrige in die andere gejagt. Miß Smithson und die Demoiselle Moke waren die beiden Flammen, zwischen denen Berlioz, wie ein geblendeter Falter, haltlos hin und her flatterte. Selbstmordgedanken, schlaflose Nächte im Freien, abenteuerliche Reisepläne, kurz, ein Labyrinth von Aufregungen, aus dem der arme Kopf kaum einen Ausweg fand. Wenn man von dem Standpunkt ausgeht, daß die „Fantastique" und „Lelio" ein Stück Lebensnerv bilden, wird man an die Beurteilung dieser Stücke mit ganz andern Augen herantreten. Bald ist die „Phantastische Symphonie" als Verhöhnung und Strafe der Miß Smithson für deren vermeintliche Untreue gedacht, bald will Berlioz, nach dem Bruch mit Camilla Moke, die einstige Geliebte durch einen großen Erfolg wiedererringen. Der Lelio-Monolog selbst ist ein Stück Autobiographie, eine künstlerische Programmrede, eine Abrechnung mit seinen Gegnern, bei der Fétis, der sich vermessen hatte, an Beethovens Symphonien herumzukorrigieren, besonders schlecht abschnitt, sich dafür aber später bitter an Berlioz rächte.

Die erste Pariser Gesamtaufführung der beiden Teile, die ein gesellschaftliches Ereignis ersten Ranges bildete, zeigte den Komponisten auf dem künstlerischen Kampfplatz, auf dem er damals Sieger blieb. Heute fallen naturgemäß alle diese Erwägungen weg und es bleibt die Frage, ob sich eine Gesamtaufführung des „Lelio" noch rechtfertigt. In bezug auf die verbindende Dichtung wird man die Frage verneinen müssen, da diese schwülen Deklamationen hart an die Grenze der Komik streifen. Möglich, daß ein Ludwig Wüllner kraft seiner Eigenart über die Schwächen hätte wegzutäuschen vermögen.

Anders steht es mit den sechs Musiknummern des „Lelio", die auf alle Fälle ein weit über den Durchschnitt hinausragendes Interesse beanspruchen können. Eine Erklärung für die, die einzelnen Stücke gar gewaltsam überbrückende Deklamation findet man in dem Umstand, daß alle diese Musiknummern älteren Datums als die Symphonie sind und zum Teil aus frühern Kompositionen herübergenommen wurden. So stammt die Vertonung der Goetheschen Ballade aus dem Jahre 1827, während der Geisterchor einen Bestandteil der Kantate „Cleopatra" bildet. Die besten Stücke des „Lelio": der „Gesang des Glückes" und die „Aelsharfe" bilden Bestandteile der Kantate „Ophelias Tod" die als einer der ersten Kompositionsversuche von Berlioz gilt. Das wildphantastische Räuberlied entstand im Januar 1830, und die sehr breit gedehnte Phantasie über Shakespeares „Sturm" war dasjenige Stück, das Berlioz vor seiner Rom-Reise in der Pariser Opéra mit großem Erfolg aufführte, das aber unter den Lelio-Fragmenten im Hinblick auf seine ermüdende Länge und die andauernden süßen Klavier- und Flageolett-Klingeleien nicht die erste Stelle einnimmt.

Die ganze Anlage des ‚Lelio' ist, objektiv betrachtet, bizarr und phantastisch, entbehrt aber nicht eines starken, persönlichen Reizes, der eintritt, wenn man sich in jene Zeit der Ueberreizung und seelischen Leiden des jungen Feuerkopfes versenkt.

Wenn von gewissen Seiten immer wieder versucht wird, die Bedeutung Berlioz' nur insofern gelten zu lassen, als man ihm in der Musikgeschichte lediglich eine Stellung als Schöpfer des modernen Instrumentalstils anweisen möchte, so beweist dagegen jede Aufführung seiner Werke, daß den heutigen Programmen der Name Berlioz sehr wohl ansteht, und daß neben seinem Hauptvorzug, der in der Schilderung des phantastischen, dämonischen Milieus gipfelt, melodische und harmonische Reize in reichster Fülle vorhanden sind, auf die sich manch zeitgenössisches Talent ungeheuer viel zugute tun würde. Was an dem Menschen Berlioz fesselt ist sein geistvolles Wesen, sein kritischer Scharfsinn und seine leidenschaftliche Kampfnatur, die ihn trotzdem selten Ungerechtigkeiten begehen ließ. Berlioz hat es z. B. wohl verstanden, einem Mendelssohn gerecht zu werden, und seine Begeisterung für den glatten Formalisten in folgende feine Worte gekleidet:

„C'est un garçon admirable, son talent d'exécution est aussi grand que son génie musical. Tout ce que j'ai entendu de lui m'a ravi; je crois fermément que c'est une des capacités musicales les plus hautes de l'époque. Mendelssohn est une de ces âmes candides comme on en voit si rarement."

Hören wir zum Schluß, wie Mendelssohn, „cette âme candide", von seinem Freunde spricht. „Berlioz est une vraie caricature, sans l'ombre de talent, cherchant à tâtons dans les ténèbres et se croyant le créateur d'un monde nouveau; avec cela, il écrit des choses les plus détestables, et ne parle, ne rêve que de Beethoven, Schiller ou Goethe."

Der Postscheck.

Ueber die Notwendigkeit einer Erleichterung des Zahlungsverkehrs in Deutschland ist niemals soviel geredet worden, wie in den letzten zwei Jahren. Die Debatten schwollen in demselben Tempo an, wie die Zinssätze erhöht wurden. Im Jahre 1899, als wir zum erstenmal 7 % Bankdiskont hatten, ging's besonders lebhaft her; mit der Erleichterung der Geldsätze verstummten dann die Redner. Diesmal aber wird noch mehr zu reformieren getrachtet; die Reichsbank mußte ja auch im Vorjahre auf 7½ % heraufgehen. Ich kann nicht begreifen, warum die Bestrebungen, das Metallgeld bei unseren Zahlungsleistungen nach Möglichkeit auszuschließen, in irgendeinem Zusammenhange mit der Lage des Geldmarktes stehen müssen. Ein Land, das, wie Deutschland, den größten Bargeldumlauf besitzt, sollte doch zu allen Zeiten darauf bedacht sein, den Scheck- und Ueberweisungsverkehr auszudehnen, und sich dieser Pflicht nicht bloß erinnern, wenn die Not gerade einmal sehr groß geworden ist. Die Mühlen der deutschen Bureaukratie mahlen nun einmal langsam. Die Staatsbehörden hatten es längst in der Hand, manche Besserung zu schaffen. Die Postanstalten, Steuerbehörden und sonstigen öffentlichen Kassen konnten angewiesen werden, ihre Goldbestände bis auf einen kleinen Rest sofort an die Reichsbank abzuliefern (die hierfür den dreifachen Betrag an Noten ausgeben darf); die Zahlung von Steuern, Gerichtskosten usw. in Form von Schecks könnte längst gestattet sein. Noch unverständlicher ist, warum nicht bisher schon die Post auf Wunsch des Adressaten gestattete, die Beträge für die eingehenden Postanweisungen einem Bankkonto zu überweisen. Nur das Girokonto der Reichsbank wird bevorzugt; nicht einem jeden aber paßt es, sein Geld der Reichsbank zinsfrei zu überlassen. Braucht man hierzu ein besonderes Gesetz, erst die Einrichtung des Ueberweisungs- und Scheckverkehrs durch die Post? Ein jeder schüttelt den Kopf und wartet vergebens auf eine Antwort.

Nun wird, so heißt es, alles anders werden. Der Reichskanzler soll im § 8 des „Gesetzes, betreffend die Feststellung des Reichshaushalts-Etats“ (pro 1908) ermächtigt werden, den Postüberweisungs- und Scheckverkehr einzuführen. Also kein Spezialgesetz; das wird erst bis zum 1. April 1914 geschaffen werden. Vorläufig hat man es vorgezogen, im Wege der Verordnung die Materie zu regeln, um, wie es in der Denkschrift heißt, die der Etatsergänzung beigefügt worden ist, „der Verwaltung für die ersten Jahre eine möglichst weite Bewegungsfreiheit zu gewähren“. Der Reichstag kann die Vorschläge also nur insofern beeinflussen, als ihm das Recht zusteht, die Einnahmen und Ausgaben der Scheckverwaltung anzunehmen oder abzulehnen.

Im Jahre 1899 wählte man denselben Weg. Dennoch äußerte der Reichstag so starke Bedenken, daß der Entwurf zurückgezogen wurde. Herr von Thielmann, der Staatssekretär des Reichsschatzamtes, sprach am 28. März 1900 gar mannigfache Befürchtungen gegen die Vorschläge der Reichstagskommission aus. Sie gipfelten darin, daß der voraussichtlich zu erwartende Ausfall der Postanweisungsgebühren keinen Ausgleich durch den Zinsgewinn finde, der der Postverwaltung zufließen werde. Denn nach den Beschlüssen der Kommission sollten auf die eingezahlten Beträge Zinsen nicht entrichtet werden (während die Regierung eine Verzinsung von 1,2 gewünscht hatte); dafür aber wurden die Gebühren für jede Einzahlung und Rückzahlung, für die Formulare usw. aufgehoben. Hat der jetzige Entwurf diese Kritik berücksichtigt? Freilich, die Verzinsung (die im Interesse der die Konkurrenz der Post fürchtenden Banken, Sparkassen und Darlehnsvereine bemängelt worden ist) wurde beseitigt; aber die Gebühren sind geblieben. Also keine Verbesserung, sondern eine Verschlechterung des Entwurfs vom Standpunkte des Publikums, das sich der neuen Einrichtung bedienen soll. Eine Verbesserung nur für den Fiskus, der sich, nach alter Gewohnheit, für die „Erleichterung des Zahlungsverkehrs“ nur dann interessieren will, wenn er den Staatssäckel gleichzeitig füllen kann. Die Stammeinlage von 100 Mk. (die jeder Inhaber eines Kontos unterhalten muß) ist dieselbe geblieben; der Preis der Scheckformulare wurde von 3 Pfg. auf 1 Pfg. pro Stück ermäßigt. Die Gebühren für Bareinzahlungen sollen für je 500 Mk. (oder einen Teil dieser Summe) 5 Pfg. betragen; damals wurde für jede Einzahlung bis 5 Mk. ein Satz von 5 Pfg., für jeden höheren Betrag ein Satz von 10 Pfg. gefordert. Legt man die Statistik der österreichischen Postsparkasse über die Zahl der Einlagen nach der Höhe der Beträge zugrunde, so würde sich für die Post nach der neuen Methode eine noch höhere Einnahme ergeben. Allerdings ist hierbei zu berücksichtigen, daß in Oesterreich 2 % Zinsen gewährt werden, so daß selbst Einlagen bis 80 000 Kr. bei der Post erfolgen. Auch bei den übrigen Gebühren kann ich nur eine Erhöhung herausrechnen; diese ergibt sich vor allem daraus, daß von denjenigen Kontoinhabern, für die im Jahre mehr als 600 Buchungen auszuführen sind, ein Zuschlag von 7 Pfg. pro Buchung erhoben wird. Man hat

nur die Lasten der kleineren Kontoinhaber verringert, diejenigen der größeren erhöht; das mag von einem gewissen sozialen Vorteil sein, aber die Einnahmen der Post werden sich nach dem neuen Verfahren nicht verringern, sondern vermehren.

Trotz alledem stellt die „Ergänzung zum Entwurfe des Reichshaushalts-Etats" es so hin, als ob die Post durch den Scheck- und Ueberweisungsverkehr nicht Nutzen, sondern Schaden hätte. In der Denkschrift geht sie über diesen Punkt freilich hinweg. Doch stellt sie eine Etatsberechnung auf, die mit einem Verlust von 85 654 Mk. abschließt. Damit wird bei flüchtiger Betrachtung der Eindruck erweckt, als ob die Postverwaltung an einen Vorteil nicht glaube. Sieht man sich die Berechnung etwas näher an, so findet man, daß die Aufstellung pessimistisch gefärbt ist, und daß kaum eine einzige Position Anspruch auf Zuverlässigkeit erheben kann. Selbst wenn die Kalkulation richtig wäre, müßte berücksichtigt werden, daß sie nur für das erste Vierteljahr (Januar bis März 1909) gemacht ist; doch jeder neue Betrieb erfordert während der ersten Zeit Zuschüsse, die sich später in Gewinne verwandeln. Geradezu tendenziös ist die Zinsberechnung angefertigt. Der Etat rechnet (im ersten Quartal) mit 10 000 Scheckkonten; also etwa ebensoviel wie Oesterreich (das dieselbe Einrichtung 1882 schuf) im Jahre 1886 aufzuweisen hatte. Nehmen wir diese Schätzung als richtig an, so würde die Verzinsung der Stammeinlagen (à 100 Mk.) auf Basis eines Satzes von nur 3 % allein 7500 Mk. ergeben. Der Etat setzt hierfür nur 3200 Mk. ein! Ein Satz von 3 % ist aber noch zu klein; denn die Gelder sollen (ein verständiger Vorschlag) der Reichsbank zur Anlage übergeben werden, die die Zinsen (unter Abzug von ¼ % pro Anno für die Verwaltung) an die Reichskasse abführt. Auf diese Weise werden mindestens 4% im Durchschnitt erzielt werden. Wie der Etat zu seiner Berechnung der Gebühreneinnahmen kommt, sollte ebenfalls in der Budgetkommission geprüft werden. Es wird z. B. mit 400 000 Bareinzahlungen gerechnet, während Oesterreich im Jahre 1886 (das nach der obigen Schätzung der Kontoinhaber in Vergleich gestellt werden kann) 2,7 Mill. Einlagen, also pro Quartal 675 000 Einlagen zu verzinsen hatte. Die Gebühren würden sich demnach von 24 000 Mk., wie im Etat angesetzt, auf 40 500 Mk. erhöhen. Bei der Berechnung der Rückzahlungen wird derselbe Fehler gemacht. Die österreichische Postscheckverwaltung hatte im Jahre 1886 994 096 Rückzahlungen zu leisten; pro Quartal also 248 524 Stück. Der Etat berücksichtigt nur 60 000; das ergibt wiederum eine Mehreinnahme von ca. 9400 Mk. Der Betrag der Rückzahlungen ergab in Oesterreich ca. 933 Mill. Kr.; bei uns werden nur 36 Mill. Mk. eingesetzt. Mit den erheblichen Einnahmen aus denjenigen Konten, die mehr als 600 Buchungen aufweisen, wird überhaupt nicht gerechnet. Welchen Zweck hat eine so mangelhafte Aufstellung? Will der Staatssekretär des Reichspostamts sich später beim Reichstag ein Lob verdienen, wenn er Ueberschüsse erzielt hat, während er mit Mindereinnahmen rechnete? Darüber brauchte man sich nicht zu erregen, wenn die Methode, die in dieser Art von Kalkulation zum Ausdruck kommt, nicht so durchsichtig wäre. Welcher Abgeordnete des Reiches wird die österreichische Statistik heranziehen? So vermutet man offenbar, und glaubt, auf diese Weise die hohen Gebühren durchzusetzen. Hat das Publikum sich an die Sätze erst einmal gewöhnt, so ist (hundert Beispiele lehren es) eine Ermäßigung schwer zu erreichen. Auch dann nicht, wenn die „Verordnung" in die Form eines Gesetzes gegossen werden soll.

Darum ist's nötig, jetzt, solange es noch Zeit ist, jede nur denkbare Vorsicht anzuwenden. Die Vorteile des Postschecks sollen nicht bestritten werden; bei jeder Postanstalt kann der Kontoinhaber, und für seine Rechnung auch jeder andere, einen Betrag einzahlen, so daß die Postanweisung häufig vermieden werden kann. (Natürlich nur dann, wenn der Empfänger ein Post-Scheckkonto besitzt.)

Umgekehrt liegt ein wesentlicher Vorteil des Postscheckverkehrs darin, daß jeder Besitzer eines Kontos durch Einreichung eines Namenschecks an einen anderen ohne Postanweisung Zahlung leisten kann. Denn die Post übernimmt die Uebermittlung des Geldes auch dann, wenn der Scheck auf den Namen einer Person oder Firma lautet, die ein Konto nicht besitzt. Freilich vermisse ich in der Denkschrift eine Bestimmung, wie lange es dauert, bis durch die Vermittlung des Scheckamtes das Geld an den Empfänger zur Auszahlung gelangt. Wenn (wie in der Schweiz) gegenüber der Postanweisung eine Verzögerung bis zu zwei Tagen eintritt, wird bei eiligen Zahlungen die Anweisung, die der Post höhere Gebühren einbringt, nicht zu umgehen sein.

Trotz der großen Mängel sollte der Reichstag der Einführung des Postscheckverkehrs nicht hindernd im Wege stehen. Nur dafür sorgen, daß aus einem fast unbrauchbaren Entwurf ein brauchbarer gestaltet werde. Ohne Gewährung von Zinsen wird man niemals die kleinen Guthaben heranziehen können; im besten Falle hätten die Banken den Vorteil. Sie brauchen sich nur ein Postscheckkonto eröffnen zu lassen, und jedes Guthaben über die Stammeinlage hinaus wird ihnen sofort über-

wiesen werden. Dadurch entgehen der Post auch die höheren Gebühren für die Barrückzahlung; man wird die Beträge für die billige Gebühr von 3 Pfg. dem Bankkonto überweisen, und die Bank wird die Gesamtsummen (wieder für 3 Pfg.) an die Reichsbank überweisen, wo sie jederzeit ohne Abhebungsgebühr über die Beträge verfügen kann.

Bruno Buchwald.

Notizen.

Für den von uns ausgeschriebenen Preis von M. 2000 für die beste Novelle ist die Beteiligung eine über jedes Erwarten rege gewesen. Allein in den letzten zwei Tagen sind über hundert Novellen zu diesem Preisausschreiben bei uns eingegangen. Der Bitte zahlreicher Bewerber, den Einsendungstermin um einige Tage zu verschieben, haben wir aus Gründen der Loyalität stattgeben zu müssen geglaubt. Unter diesen Umständen ist es dem Richterkollegium natürlich nicht möglich, seine Entscheidung so schnell zu treffen, daß die Preisnovelle bereits in der Osternummer veröffentlicht werden kann. Schon die räumliche Trennung der verschiedenen Herren verbietet das. So befindet sich Herr O. J. Bierbaum zur Zeit in Aegypten und ist dort unerreichbar. Wir werden trotzdem für möglichste Beschleunigung Sorge tragen und hoffen, in kurzem den endgültigen Termin für die Veröffentlichung der Novelle angeben zu können.

*

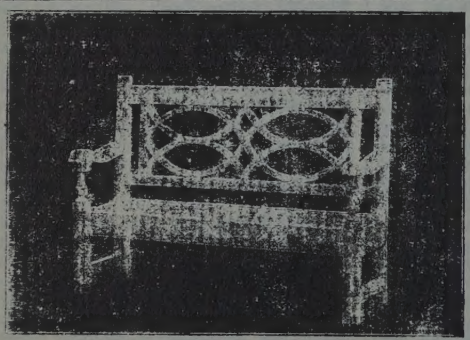
Wir erhalten nach Schluß der Redaktion einen Beitrag Richard Muthers „Zum Fall Tschudi", den wir bedauerlicherweise erst in der ersten Aprilnummer veröffentlichen können.

Wir hoffen, daß Richard Muther mit seiner unzweideutigen und vorurteilslosen Kritik, die keine Rücksicht nach irgend einer Seite hin kennt, noch zeitig genug auf dem Plane erscheint, um eine Tat abzuwenden, die, ganz abgesehen von den Nachteilen für die Interessen unserer Kunstbestrebungen, uns mit Recht Spott und Mitleid aller Kunstverständigen im Auslande einträgt.

A. L.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feistl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eisslebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael vormals Rafael & Mitzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

DEUTSCHE WERKSTÄTTEN FÜR HANDWERKSKUNST G. M. B. H.



Gartenmöbel

nach Entwürfen erster deutscher Künstler. Klare einfache Formen in sauberem, leuchtendem Weiss, solid gearbeitet. Man verlange in Dresden gegen Einsendung von M. —,50 das illustrierte Preisbuch D.

DRESDEN-A 16 MÜNCHEN 2 HAMBURG 36

Geschäftliches. Die Reise des Herrn Oberleutnant Grätz quer durch Afrika dürfte zweifellos berechtigt sein, das gleiche Interesse zu beanspruchen, wie die im vorigen Jahre stattgehabte Fahrt des Grafen Borghese Peking-Paris und die jetzt stattfindende Fahrt New York-Paris. Leutnant Grätz beabsichtigt, Afrika von Ost nach West, und zwar von Dar-es-Salam nach Swakopmund zu durchqueren, hat bereits 2500 km zurückgelegt und dürfte somit den schwierigsten Teil der Reise hinter sich haben. Er befindet sich z. Zt. in dem britischen Teil von Afrika und dürfte voraussichtlich den Rest der Fahrt ohne besondere Schwierigkeiten zurücklegen. Wenn man die außerordentlichen Schwierigkeiten bedenkt, welchen er auf dieser Fahrt begegnet, so dürfte der Erfolg dieser Reise wohl schon aus dem Grunde von größter Wichtigkeit sein, als hiermit der Beweis erbracht wird, daß dieser Erdteil doch schon in ganz wesentlichem Maße in der kulturellen Entwicklung fortgeschritten ist. Für unsere, die Gaggenauer Wagen, bedeutet dieser Erfolg aber auch ein hervorragendes Zeugnis für die Leistungsfähigkeit und ist gleichzeitig ein Beweis dafür, daß die deutsche Automobilbranche keineswegs hinter der anderer Länder zurückgeblieben ist.

Süddeutsche Automobilfabrik G. m. b. H.

Frühling

Wochenschrift zur Förderung deutscher Kulturinteressen.

Herausgeber: Isaria-Verlag, München.

Der „Frühling" stellt dem alles zersetzenden Kritizismus unserer Tage einen neue **Werte schaffenden Positivismus** entgegen.

Aus allen Lebensgebieten bringt der „Frühling" in ständiger Fühlung mit den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung vollwertige Darstellungen, die den Leser zu verschärfter Beobachtung und gerechter Beurteilung der Zeit- und Lebensfragen anregen sollen.

Das durch überstürzten Erwerbssinn niedergehaltene deutsche Gemüt, aus dessen schöpferischer Kraft allein eine verfeinerte Kultur entstehen kann, will der „Frühling" einer neuen Blütezeit zuführen.

Die ernste Frage der Erziehung zur sittlichen Selbständigkeit und der Beziehung der Geschlechter sucht der „Frühling" in sachlicher Würde zu erörtern.

In der gemeinsamen sozialen Arbeit des Adels und des Bürgertums, in der Anerkennung und Betonung der sich ergänzenden Vorzüge aller Stämme des Südens und Nordens unseres Vaterlandes, in der Entfaltung der geistigen, wirtschaftlichen und sittlichen Kräfte des deutschen Volkes erblickt der „Frühling" das zu verwirklichende nationale Ideal.

Preis pro Jahr M. 3.—, einzelne Hefte 30 Pfg.

Probenummern kostenfrei.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten sowie direkt vom

Isaria-Verlag in München,
Promenadeplatz 16.

Deutsche Roman-Zeitung

Geleitet von Dr. Erich Janke.

Diese so beliebte, jetzt im 45. Jahrgange stehende Familienwochenschrift brachte im laufenden Jahre bereits die fesselnd geschriebenen Romane „Die neue Göttin" von Arthur Brausewetter und „Signes Weg" von Paul Steinmüller.

Weitere Romane bekannter und gern gelesener Autoren, so unter anderem „Der Weg ins Kinderland" von Paul Georg Münch und „Professor Vollborn und die Seinen" von Anna Maul (M. Gerhardt) werden folgen.

Im Beiblatt wechseln in bunter Reihenfolge interessante Novellen und Erzählungen mit reizend geschriebenen Skizzen u. Gedichten ab.

Man kann daher mit Recht sagen, dass es das grösste Bestreben der Deutschen Roman-Zeitung ist, durch einen ebenso gediegenen wie reichen Inhalt den verwöhntesten Ansprüchen gerecht zu werden.

Preis pro Quartal 3.50 Mark.

Probenummern überallhin umsonst u. portofrei.
Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen entgegen.

Verlag von Otto Janke, Berlin SW. 11
Anhaltstrasse 11.

Hochaktuell!!
B. STERN, RUSSISCHE GRAUSAMKEIT
Einst und Jetzt.
Ein Kapitel aus der Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Russland. 297 Seiten mit 11 Illustrationen. 1908. M. 6.—, geb. M. 7½.

MEMOIREN
der Königl. Preussischen Prinzess Friederike Sophie Wilhelmine, Schwester Friedrichs des Grossen,
Markgräfin von Bayreuth
Von ihr selbst geschrieben. Mit Porträt. 2 Bde. 11. Aufl. 1908. 470 Seit. M. 5.—, Origbd. M. 6.50.

OKKULTISMUS UND LIEBE. Geschichte der sexuellen Verirrungen v. Dr. E. Laurent. 7,50 M., geb. 9 M.
SADISMUS UND MASOCHISMUS die sexuellen Verirrungen der Jetztzeit. Autor. deutsche Ausgabe v. Dolorosa. 6. Aufl. 272 Seit. 5 M., geb. 6 M.
Ausführl. Verzeichn. gratis u. franko. Versandbuchh. erw.
Herm. Barsdorf, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2, Hpt.

Wiesbaden: Nassauer Hof
Hotel u. Badhaus
am neu erbauten Kurhaus und Königlichen Theater

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen &c. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).
21/22, Johann Georgstr., Berlin-Halensee.

In der

Kunstausstellung Arthur Dahlheim

werden jetzt 500 Stück

Original-

Oelgemälde

allererster Meister wie:

Andr. Achenbach, Hans Bohrdt, F. v. Defregger, G. v. Max, W. Leibl †, Paul Meyerheim, Fr. Voltz † etc.

sehr preiswert abgegeben.

2000 Stück sehr wertvolle

echte

Perser Teppiche

sehr preiswert.

Nur No.

44 Wilhelmstrasse 44

Inseraten-Annahme für den „Morgen" durch den Verlag des „Morgen", Berlin, Eislebenerstr. 13 (Tel. VI, 2271), sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Verantwortlich für die Inserate: P. W. Heinrich-Schöneberg. Druck von Paß & Garleb G.m.b.H., Berlin W.